

* * * * * * Herausgeber: L. Engel. * * * * * *

IX. Jahrgang.	November 1902.	— No. 11. —

Die dunkeln Vorstellungen der Seele.*)

Von Adam Weishaupt.

Ich verstehe unter dunkeln Vorstellungen solche, deren Dasein in unserer Seele, so lang sie verdunkelt sind, von uns gar nicht wahrgenommen wird, die aber darum nicht weniger vorhanden und wirksam sind, deren früheres Dasein wir erst erfahren, wenn es uns gelingt, sie zur Klarheit und Deutlichkeit zu erheben, deren reelles Dasein wir auch ausserdem mit Gewissheit erkennen, weil wir klare und deutliche Vorstellungen haben, die ohne diese dunkeln, wie ich beweisen werde, unmöglich vorhanden sein könnten.

Von diesen Vorstellungen fragt sich nun:

1. Giebt es solche Vorstellungen?

2. Welches ist der Grund dieser Einteilung? Ist dieser Grund bloss logisch? Haben dunkle Vorstellungen auch ausser der Seele einen Grund oder Gegenstand, welchem sie entsprechen?

Indem ich mich anschicke, diese Fragen zu untersuchen, fühle ich das Dasein dunkler Vorstellungen auf eine unleugbare Art. Die Vorstellungen drängen sich in Menge herbei. Es

*) Das Unbewusste im Menschen bildet den Gegenstand eingehendster Untersuchungen aller Psychologen, namentlich haben die Okkultisten sich dieses Problems besonders angenommen. Durch die Lehrsätze des Hypnotismus und der Suggestion ist ein helles Licht über dieses Gebiet ausgegossen worden, das im Jahre 1794, als Weishaupt diese Abhandlungen veröffentlichte, noch nicht aller Welt leuchtete. Die Wortleser werden aus seinen Worten erkennen, dass der Verfasser, wie in vielen anderen Dingen, auch auf diesem Gebiete seiner Zeit vorauseilte und Sätze aufstellt, die erst jetzt nach ihrem Werte begriffen und gewürdigt werden können.

soll in mir sowohl als in der Seele meiner Leser etwas hell werden, was wir zur Stunde noch dunkel erkennen; unsere Begriffe, die zur Erkenntnis dieser Wahrheit nötig sind, die sozusagen in uns schlummern, sollen geweckt werden. Ich soll Gründe anführen. Diese Gründe schaffe ich erst so wenig, dass sie vielmehr sämtlich in dem Vorrat meiner gegenwärtigen Erkenntnis schon vorhanden sind. Selbst meine Leser werden es fühlen, indem sie diese meine Gründe lesen, dass sie sich ihrer bloss erinnern. Ich soll bei mir etwas zur Deutlichkeit erheben, auseinander setzen, aneinander reihen, was jetzt noch verworren und zerstreut durcheinander liegt. Um dies zu bewirken, strenge ich meine Kräfte an, und meine Versuche misslingen zum Teil. Ich glaube die Wahrheit, welche ich beweisen soll, mehr zu fühlen, als zu wissen. Ein solches Gefühl kann aber nur aus Gründen und wirkenden Ursachen entstehen, und doch kann ich mir zur Stunde noch keinen dieser Gründe deutlich vorstellen. Ich kann keinen derselben von den anderen unterscheiden, ich bin mir ihrer noch nicht bewusst. Die Vorstellung dieser Gründe liegt also dunkel in mir; sie ist es, welche dieses Gefühl erzeugt, und diesen Beifall für den zu erweisenden Hauptsatz, noch ehe ich ihn bewiesen habe, von mir erzwingt. Ich fange an, über diesen Gegenstand zu denken, die Totalvorstellung in ihre Bestandteile aufzulösen, so wie ich denke, vermindert sich diese Dunkelheit, meine Vorstellungen fangen an heller zu werden, sie steigen aus dem Hintergrund meiner Seele hervor. Alles, was ich bisher in diesen Abhandlungen geschrieben und zu einiger Deutlichkeit gebracht habe, war noch vor kurzem ein eben so roher, ungeordneter Haufe älterer, schon mehrmalen gehabter, aber durch einander geworfener Gedanken. Ich kann also hoffen, wenn ich meine Aufmerksamkeit noch weiter anstrenge, dass es mir bei dieser Untersuchung nicht weniger gelingen werde. Wenn ich also in mir diesen Drang fühle, das Dasein der dunkeln Vorstellungen als ausgemacht anzunehmen, so muss auch notwendig dasjenige in mir vorhanden sein, was diesen Drang, dieses Gefühl erweckt. Dies können nur Gründe und Vorstellungen sein. Diesen Vorstellungen mangelt es noch an Deutlichkeit, weil ich sie erst zur Deutlichkeit erheben soll.

In diesem Fall befinde ich mich, in diesem Fall, wie jeder meiner Leser aus der Erfahrung wissen kann, befinden wir uns häufig. Wir wissen sehr oft nicht, warum wir etwas unternehmen, warum wir dies oder jenes glauben oder verwerfen. Wir finden aber diese verborgenen Gründe, sobald wir uns anstrengen, darüber nachzuforschen. Jeder Mensch hat von diesem: ich weiss nicht warum, einen ziemlichen Vorrat. Dahin gehören alle Ahnungen und ähnliche subjektive Gefühle, alle Bangigkeit, alle Regungen des Gewissens, alles was angeboren

scheint, alles was instinktmässig wirkt. So haben wir z. B. bei manchen Sätzen die Prämissen (sollte es auch nur die blosse Autorität sein), die jeder anfänglich denken muss, schon so oft und so häufig gedacht, dass wir es hierin zur Fertigkeit gebracht haben, dass wir nur die Folge allein zu denken brauchen, um den subjektiven Zwang auf die nämliche Art zu fühlen, als wenn wir die Prämissen deutlich gedacht hätten.

Ich erforsche mich also selbst, und frage mich: was bestimmt meine Seele, der Lehre von dem Dasein dunkler Vorstellungen einen so abgedrungenen Beifall zu schenken? Nach einigem Nachdenken habe ich folgende Gründe zur Deutlichkeit gebracht.

1. Ich richte meine Aufmerksamkeit zuerst auf den Gegenstand meiner Vorstellungen, auf die Erscheinungen, und suche diese zu beleuchten. Hier werde ich gewahr, dass die meisten derselben, wo nicht alle, ein Ganzes sind, das aus einzelnen kleineren Erscheinungen besteht; dass die Totalerscheinung ohne diese Partialerscheinung gar nicht bestehen kann; dass ich die Totalvorstellung nie erhalten kann, ohne dass ich mir in und mit dieser zugleich alle ihre Partialerscheinungen vorstelle. Ich habe also, indem ich eine Totalerscheinung erkenne, eine Vorstellung, welche vor allen andern hell ist; ich habe aber zu gleicher Zeit, in und mit dieser, die Vorstellung aller Partialerscheinungen, und diese Vorstellung ist weniger hell. Einige dieser Partialerscheinungen stelle ich mir sogar so schwach vor, dass ich mir dieser Vorstellung auf keine Art bewusst bin. Solche Vorstellungen sind aber dunkle Vorstellungen. Also giebt es dunkle Vorstellungen, weil es Erscheinungen giebt, die selbst dunkel sind; weil entweder unsere Aufmerksamkeit mit der Vorstellung des Ganzen zu sehr beschäftigt ist, als dass sie sich diese Teile deutlich und einzeln vorstellen könnte, oder weil diese Teile selbst so fein sind, dass unsere Anstrengung nicht zureichen will, um sie unsern Sinnen merkbar und anschaulich zu machen.

So z. B. wenn ich mir ein Individuum denke, stelle ich mir ein durchgängig bestimmtes Wesen, folglich alle seine wirklichen Bestimmungen vor. Ich denke mir in solchem ein Wesen, von welchem alle möglichen Prädikate und Eigenschaften bejaht oder verneint werden können. Kein Individuum als solches kann von einem Menschen auf andere Art vorgestellt werden. Welcher Mensch, indem er sich einen gegebenen Menschen, eine individuelle Erscheinung vorstellt, hat nun, indem er dies thut, eine deutliche Vorstellung von allen Bestimmungen, Teilen und Partialerscheinungen, aus welchen z. B. dieser Mensch besteht, nicht bloss von seiner äusseren Gestalt, sondern auch von seinen Eingeweiden, Knochen, Adern, von den Atomen und letzten Bestandteilen, aus welchen er zusammengesetzt ist?

Wer denkt sich einen Menschen individuell, ohne zugleich seinen Körper mit allen individuellen unterscheidenden Merkmalen von allen übrigen Körpern zu denken? Wer kann sich diesen Körper denken, ohne, indem er ihn denkt, die Vorstellung der gröberen Teile dieses Körpers zu haben? Wer kann sich diese gröberen Teile denken, ohne auf die kleineren, aus welchen sie bestehen, Rücksicht zu nehmen? Wer stellt sich, indem er die Totalvorstellung hat, dies alles gleich lebhaft vor? So wenig die Erscheinungen selbst in einer Totalerscheinung in der Natur von einander getrennt sein können, so wenig sind es auch unsere Vorstellungen, sobald wir die Vorstellung einer Totalerscheinung haben. Wer einen Baum in der Anschauung erkennt, denkt sich, obgleich mit minderer Lebhaftigkeit und Stärke, alle seine Zweige und Blätter, ja sogar die Wurzeln, das Erdreich, in welches er gepflanzt ist; er denkt noch mehr, er denkt sich noch überdies die einfachsten Bestandteile dieser Teile. Denn wo die Vorstellung eines Ganzen ist, da muss notwendig eben darum die Vorstellung seiner Teile sein, oder ich denke mir keinen Baum, kein Ganzes; die Vorstellung des Ganzen wird erst möglich durch die Vorstellung der Teile.

Dass es Totalerscheinungen, und nicht minder Totalvorstellungen giebt, dies wird, wie ich hoffe, niemand leugnen. Alle Empfindungen und alle Anschauungen sind zusammengesetzter Natur, folglich auch die Vorstellungen, welche wir von diesen haben, oder sie sind keine Vorstellungen und die Wirkung ist sodann schwächer als ihre Ursache. Alles, was wir sehen, hören oder auf was immer für eine Art empfinden, ist zusammengesetzt, folglich ein Ganzes, das ohne seine Teile nie gedacht werden kann. Alle unsere Vorstellungen vom Grossen und Erhabenen, von Höhe und Tiefe, von Majestät und Hoheit, von ganzen Völkern, Ländern, Provinzen und Weltteilen, von Regierung und Gesetzen, von Ausdehnung, Körper, Materie, Bewegung, von Künsten und Handwerkern, Klugheit und Erfahrung, Wissenschaften und Büchern, Unterricht und Erziehung sind zusammengesetzter Natur. Alle abstrakten Begriffe enthalten in sich die Ähnlichkeiten der Individuen, welche noch zusammengesetzter sind. Jeder allgemeine Satz hält alle einzelnen Fälle in sich, auf welche er passt, von welchen wir ihn abgesondert haben. Wir können keine Regel denken, ohne uns alle einzelnen Fälle, welche unter dieser Regel begriffen werden, welche wir erfahren haben, undeutlich vorzustellen. Eben dies gilt von der Vorstellung der Ordnung, Harmonie, Vollkommenheit, der Menge, Vielheit und Zahlen der Verhältnisse und Beziehungen aller Art. Allen diesen korrespondieren wenigstens einzelne Erscheinungen, als ihre Objekte; ich möchte sogar sagen, dass von allen Vor-

stellungen, deren wir uns bewusst sind, keine einzige ist, welche so einfach wäre, dass sie nicht in noch feinere Bestandteile auflösbar wäre. Bei jeder derselben mischen sich andere Vorstellungen mit ein, welche sie begleiten, erwecken, vorangehen, darauf folgen, erhöhen oder schwächen.

Dies kann durch folgende Bemerkungen noch einleuchtender gemacht werden.

Der Baum, den ich hier in der Anschauung empfinde, ist kein von allen übrigen isoliertes Wesen. Er ist ein Teil eines ungeheuren Ganzen, er steht mit allen Teilen dieses Ganzen in einer durchgängigen Verbindung. Seine Wurzeln halten ihn fest an die Erde. So wie ich mir also diesen Baum vorstelle, stelle ich mir zu gleicher Zeit die Erde vor, in welcher er befestigt ist. Durch diese Erde, die ebensowenig ein von der übrigen Natur getrenntes Wesen ist, hängt er mit der ganzen übrigen Erde und Welt zusammen. Ich kann daher (so lächerlich dies auch manchem meiner Leser scheinen mag) mit Grund sagen: indem ich mir diesen Baum oder jede andere Erscheinung in der Anschauung vorstelle, stelle ich mir, obgleich dunkel, die gesamte Natur vor. Denn jeder Gegenstand steht mit allen Teilen der Welt in Verhältnis und Beziehung. Er hat unendliche Seiten, aus welchen er kann vorgestellt werden. Unsere Vorstellungskraft selbst kann nichts in die Gegenstände hinein legen, was nicht schon vordem darin vorhanden ist. Alles was wir an den Gegenständen erkennen, alle ihre Eigenschaften, Beziehungen und Verhältnisse erhalten nicht erst ihr Dasein durch unsere Erkenntnis; alles dies war schon vorhanden. Wir können bloss heraus suchen und aufhellen, was wir im ersten Anfang nur dunkel erkannt haben. Es kommt alles darauf an, welche Eigenschaft unsere durch ein gegebenes Interesse oder Bedürfnis gereizte Aufmerksamkeit zuerst aushebt. Nach dieser benennen oder beurteilen wir einen Gegenstand; alles übrige erkennen wir schwächer. Jeder Mensch handelt oder urteilt nach derjenigen Vorstellung, welche in einem gegebenen Moment alle übrigen gleichzeitigen an Lebhaftigkeit und Wirksamkeit übertrifft. Dunkle Vorstellungen sind die frühesten und ersten Materialien unserer Erkenntnis; sie schleichen sich haufenweis ein, ohne dass wir sie gewahr werden. Sie sind schon vorhanden, ehe wir sie deutlich bemerken; wir bemerken sie erst, wenn ein Interesse da ist, das die Aufmerksamkeit reizt, wenn die Anwendung geschehen soll. Dann erst drängen sie sich hervor, werden heller und schliessen sich an. Der Kräuterverständige legt auf diese Art die Merkmale, wodurch er ein Kraut von dem anderen so geläufig unterscheidet, nicht erst in den Gegenstand seiner Beobachtung hinein. Diese Merkmale waren schon vorhanden, ehe seine Aufmerksamkeit gereizt wurde. Er selbst hat sie

in dem ersten Anblick, schon in der ersten Anschauung empfunden. Aber damals war die Vorstellung dieser Merkmale nur dunkel; nun erst sieht und empfindet er sie deutlich; nun erst macht er deutlich, was er dunkel erkannt hat. Sein Interesse, das ihm seine Kunst giebt, reizt ihn, eine Totalvorstellung in die Bestandteile aufzulösen, aus welchen sie besteht, die er mit empfinden musste, sobald er die Totalvorstellung erhielt.

2. Ich habe das Vermögen, einen Gegenstand, eine Erscheinung von der anderen zu unterscheiden; dies setzt das Dasein dunkler Vorstellungen voraus. Dieses Vermögen der Seele würde ganz unbrauchbar sein, wenn keine dunklen Vorstellungen wären. Denn nebst dem, dass ich die Vorstellung von den beiden Gegenständen habe, welche ich unterscheide, so muss ich auch noch überdies die Vorstellung der Merkmale haben, durch welche ich unterscheide. Diese ist oft so dunkel, dass, so schnell auch mein Urteil über die Verschiedenheit der Gegenstände erfolgt, so auffallend diese Verschiedenheit, z. B. zwischen einem Fluss und einem Berg ist, ich doch sehr oft alle Mühe habe, die Merkmale namhaft zu machen, durch welche ich unterscheide. Ferner, so wie ich anfange zwei Gegenstände zu unterscheiden, so wird die Totalvorstellung schwächer und meine Aufmerksamkeit geht von nun an auf die Teile. Da nun die Seele in einem einzigen kleinsten Moment nur eine einzige helle und deutliche Vorstellung haben kann, da die Vorstellung der Merkmale der Unterscheidung nur nach und nach in mehreren aufeinander folgenden Momenten geschehen kann, so ist es offenbar, dass in dem nächsten Moment, wo die Aufmerksamkeit von gewissen Teilen ab und auf andere hinüber gewendet wird, sich die Vorstellung der ersten Teile verdunkelt.

3. So wie ich meine Augen öffne, erkenne ich eine ungeheure Menge von Gegenständen, welche sich ausser und neben einander zu befinden scheinen, so z. B. hier, indem ich schreibe, sehe ich zu gleicher Zeit mein Blatt, die einzelnen Züge meiner Feder, die Feder selbst, die Hand, welche sie führt, den Tisch, auf welchem ich schreibe, alles, was auf demselben steht, und noch tausend andere Gegenstände. Diese alle stürmen zu gleicher Zeit auf meine Augen, nebenher fühle ich den Druck meines Armes, die Anstrengung meiner sich bewegenden Hand, das Lärmen und Getöse auf der Strasse ist meinen Ohren nicht minder vernehmlich. Nun frage ich: alle diese Eindrücke geschehen zu gleicher Zeit, jedem derselben korrespondiert eine Vorstellung in meiner Seele, wer kann sagen und behaupten, dass ich sie mir alle zu gleicher Zeit deutlich vorstelle, oder welches eben soviel sagen will, dass ich jede dieser gleichzeitigen Vorstellungen in einem einzigen Moment von einander unterscheide? Wenn ich dies nicht thue, so stelle ich mir einige

dieser Gegenstände deutlich, andere, nach Verhältnis ihrer Entfernung von dem Empfindungswerkzeug, undeutlich vor. Die beleuchtende Aufmerksamkeit kann nur nach und nach von einem der zugleich wirkenden Gegenstände auf den anderen hinübergehen, um solchen aufzuhellen, und so wie mein Auge auf den Zügen verweilt, welche ich in diesem Moment entwerfe, so sehe ich alles schwächer, was noch ausserdem um mich herum ist. Wende ich nun diese Aufmerksamkeit von den Zügen hinweg hinüber auf die Feder, mit welcher ich schreibe, so verdunkeln sich die Züge, und die Vorstellung der Feder wird statt solcher deutlicher und heller.

4. Wir haben nicht allein in jedem gegebenen Moment eine Menge gleichzeitiger Vorstellungen; es treten sogar in dem nächsten Moment neue an die Stelle der vorhergehenden. Nun müssen wir entweder annehmen, dass alle Vorstellungen mit dem Moment ihres Daseins ganz aus der Seele vertilgt werden, und dann ist weder Erinnerung, noch Gedächtnis, Einbildungskraft, Dichtungsvermögen, kurz ausser der momentanen Empfindung keine einzige Verrichtung und Handlung der Seele, kein Vergleichen der Vorstellung, kein Absondern, keine Reflexion, kein Vorhersehen, kein Verstand, keine Vernunft möglich, oder wir müssen annehmen, dass einmal gehabte Vorstellungen in unserer Seele noch fortdauern, und weil wir uns längstgeschehener Dinge erinnern können, so müssen wir behaupten, dass sozusagen alle einmal gehabte Vorstellungen beständig fortdauern und zu keiner Zeit aus unserer Seele vertilgt werden. Die Seele sammelt sich also während ihrer Dauer einen unermesslichen Vorrat von Vorstellungen, die sie zu verschiedenen Zeiten durch besondere Veranlassungen vermittelst der Ideenverbindung hervorruft, erneuert und vergleicht. Welcher Mensch kann sich rühmen, dass er sich nur in einem einzigen Moment seines Lebens mehr als eine einzige dieser schon gehabten Vorstellungen deutlich vorstellt? Diese Ideen sind also verdunkelt und durch spätere Ankömmlinge in die dunklern Gegenden der Seele verdrängt worden. Dort stehen sie im Hintergrunde und modifizieren unmerklich unsere späteren Begriffe und Urteile. Dort erwarten sie eine Veranlassung, die sie hervorruft und zur vorigen Deutlichkeit bringt. Wir haben also entweder in jedem Moment unseres Daseins nur eine einzige Vorstellung, alle übrigen sind vertilgt, oder es giebt eine unendliche Menge von Vorstellungen, welche bloss undeutlich, verworren und ganz dunkel sind.

5. Wir haben zwei Vermögen unserer Seele, deren verschiedene Äusserungen unleugbar sind, deren jede das Dasein dunkler Vorstellungen sehr anschaulich beweist. Wir besitzen das Vermögen, einen gewissen Gegenstand aus einer Menge von Gegenständen auszusondern und vor allen anderen zu be-

leuchten. Dieses Vermögen ist die Aufmerksamkeit; ohne diese würde alles dunkel sein, keine Vorstellung könnte zu einiger Klarheit oder Deutlichkeit gelangen. Aber ihre Äusserung ist ganz unmöglich, wenn es keine Gegenstände giebt, welche schwächer von uns vorgestellt werden. Oder was wollen wir durch solche beleuchten, wenn nichts dunkel ist? Undeutliche Vorstellungen sind also der Schatten zu diesem Licht. Die Aufmerksamkeit ist das Flämmchen, welches die Seele in den ungeheuren Vorrat ihrer in tiefer Nacht schlummernden Vorstellungen bringt. Sie gleicht hierin dem Herrn eines Hauses, der bei dunkler Nacht in einen langen, tiefen, finstern Keller hinab steigt, um etwas, das er noch benötigt ist, zu sich herauf zu nehmen. So wie dieser mit dem Licht in der Hand die finstere Stätte nach und nach durchzieht, werden die Gegenstände, an welchen er vorübergeht oder verweilt, die hellsten und deutlichsten sein. Alle übrigen werden in dem Mass ihrer Entfernung im Schatten stehen, oder sich in einem matten, immer mehr abnehmenden Licht bis hinab zur Finsternis verlieren, bis die beleuchtende Flamme ihnen näher rückt und sie dadurch zur Deutlichkeit bringt. Aber dann wird auch das, was vordem erleuchtet war, durch die Entfernung des Lichts in dem Mass dieser Entfernung sich so lang in Dunkelheit verlieren, bis die Flamme wiederkehrt, welche die Dunkelheit zerstreut. — Dieser Herr ist die Seele, die Aufmerksamkeit ist das Licht, und der Vorrat unserer Vorstellungen ist das dunkle Gewölbe, in welches die Seele durch ihre von einem gegebenen Interesse gereizte Aufmerksamkeit das nötige Licht bringt.

Wir haben aber auch noch ein anderes Vermögen der Seele, ohne welches die Äusserungen des vorhergehenden ganz unmöglich sind. Unsere Seele hat das Vermögen, helle Gegenstände zu verdunkeln, sich schwächer vorzustellen. Dieses Vermögen heisst das Absonderungsvermögen und ist mit der Aufmerksamkeit unzertrennlich verbunden. Keine Aufmerksamkeit ist möglich ohne Verdunklung aller übrigen Gegenstände. Also giebt es Gegenstände, welche nur dunkel erkannt werden, weil es einige giebt, die wir deutlich erkennen. Alle abstrakten Begriffe sind Verdunklungen des Individuellen. Nur die Ähnlichkeiten werden hier hell; alles übrige, die Individua selbst, deren Ähnlichkeiten sie enthalten und ausdrücken, werden dunkel gedacht. Um über einen Gegenstand schärfer nachzudenken, schaffen wir erst, wie jeder es erfahren kann, alle Zerstreuung, alle entgegengesetzten, lebhaftern Bilder und Vorstellungen aus der Seele; aber es ist uns unmöglich, sie so sehr hinweg zu schaffen, dass sie gänzlich vertilgt würden; nur das Licht wird von ihnen abgewendet, dies kehren wir ganz allein auf den Gegenstand unseres Nachdenkens, für diesen allein haben wir Sinne und Verstand. Indem ich dies schreibe, um

die zu dieser Arbeit nötigen Ideen zur Klarheit zu bringen, muss ich selbst alle meine übrigen, weniger dazu passenden Begriffe verdunkeln und sozusagen vergessen. Es ist mir ganz so, als wenn ich ausserdem nichts wüsste. Wer sich jemals mit Denken abgegeben hat, der kann erfahren haben, dass, indem er dachte, Leute um ihn waren, dass diese unter sich und selbst mit ihm gesprochen haben, dass er ihnen sogar ihre Fragen erwidert hat, ohne zu wissen, was und wie er es gethan hat. Sollen wir nun annehmen, dass dies alles in seinen Organen keine Veränderung hervorgebracht habe, dass diesen Veränderungen und sinnlichen Eindrücken gar keine Vorstellung in seiner Seele entsprochen habe? Sollen wir glauben, dass eine solche Einwirkung ohne alle Folgen, die sie gewöhnlich und unzertrennlich begleiten, hier in diesem Fall allein gewesen sei? Ein solcher Mensch muss also korrespondierende Vorstellungen gehabt haben. Nun weiss er aber von solchen nichts. Diese Vorstellungen waren also nicht deutlich, sie wurden durch die grössere Aufmerksamkeit, durch eine lebhaftere Vorstellung anderer Gegenstände verdunkelt.

Ich denke, diese Gründe sollen für das Dasein dunkler Vorstellungen so ziemlich beweisend sein. Wer dessen ungeachtet ihre Realität leugnen will, muss zu gleicher Zeit leugnen, dass es zusammengesetzte Erscheinungen und Vorstellungen giebt, dass wir Vorstellungen vom Ganzen, sowie von seinen Teilen haben, dass wir vereinigte Gegenstände in unsern Gedanken trennen und getrennte vereinigen können, dass wir mehrere Vorstellungen zu gleicher Zeit haben, dass wir deren immer neue erhalten. Er muss behaupten, dass alle einmal gehabten Vorstellungen sogleich aus unserer Seele vertilgt werden, dass wir kein Gedächtnis, keine Einbildungs- und Dichtungskraft, keine Aufmerksamkeit, kein Absonderungs-, Erinnerungs- und Vorhersehungsvermögen, keinen Verstand und keine Vernunft haben. Wer so offenbare Thatsachen leugnet, der mag immerhin behaupten, dass es keine dunklen Vorstellungen giebt.

Aber nicht genug, dass es dunkle Vorstellungen giebt, sie sind auch wirksam, sie bestimmen uns zu Handlungen, aus diesen Wirkungen erkennen wir ihr Dasein. So wie deutliche und vernünftige Vorstellungen die Bewegungsgründe unserer Handlungen werden, so werden sinnliche oder undeutliche Vorstellungen zu Triebfedern; aus ganz dunklen entsteht der Instinkt. Sie liegen noch überdies bei allen dunklen Urteilen und Schlüssen, deren jeder Mensch jeden Tag seines Lebens sehr viele macht, augenscheinlich zum Grund. Wir können zuversichtlich behaupten, und wir werden dies aus dem Kampf der Sinnlichkeit mit der Vernunft gewahr, dass unsere deutlichen Vorstellungen nicht bloss der geringste Teil unserer

gesamten Erkenntnis sind, wir erfahren sogar, dass sie von den undeutlichen an Stärke, Lebhaftigkeit und Wirksamkeit so sehr übertroffen werden, dass die Vernunft selbst gar nichts vermag, wenn sie nicht selbst durch lange Fertigkeit, durch häufiges Denken der Beispiele und Folgen in eine sinnliche Erkenntnis umgestaltet wird und die Stärke und Lebhaftigkeit dieser letzteren erhält. Dies ist alles, was wir thun können, um den Gründen der Vernunft das so nötige Übergewicht zu verschaffen. Sie müssen lang und oft gedacht und erneuert werden, sie müssen personifiziert werden, durch Beispiele und Folgen einen Körper erhalten, oder diese so langsame Vernunft vermag sehr wenig; die Sinnlichkeit kommt zuvor, und es heisst sodann:

Video meliora proboque,
Deteriora sequor.

Machen, dass die Vernunft instinktartig wirkt, gute Begriffe und Grundsätze zur Fertigkeit erheben — dies ist das grösste Meisterstück der Erziehung und Moral.

Dunkle Vorstellungen bringen also 1. dunkle Schlüsse und Urteile hervor. Kein Mensch ist davon befreit. Jeden Tag seines Lebens handelt er hundertmal auf diese Art. Wenn ich spreche, d. i. wenn ich meine Gedanken mit den dazu passenden Ausdrücken bezeichne, wenn ich eine fremde Sprache spreche oder lese, wenn ich schreibe, wenn ich meine Feder eintauche, wenn ich eine Speise zum Mund bringe, meine Kleider in dem Kleiderschrank aufbewahre, wenn ich esse oder trinke, gehe oder stehe, wenn ich mich niederlasse, lese oder schreibe, so geschieht dies alles vermittelst eines dunklen Entschlusses, dessen Grund eine dunkle Vorstellung meiner Seele ist. Wenn ich Tabak nehme, so reizt mich ein dunkelgefühltes Bedürfnis zu dieser Handlung; ein gleiches geschieht, wenn ich täglich um eine bestimmte Zeit gewohnt bin, einen Ort oder eine Gesellschaft zu besuchen. Es ist, als ob etwas wäre, das mich erinnert, diese Handlung zu unternehmen. Wenn jemand an meiner Seite fallen will, so ist die körperliche Bewegung, welche ich instinktmässig dabei mache, die Folge einer dunklen Vorstellung, eines dunklen Urteils. Man muss sehr oft bemerkt haben, dass es in unsern Vorstellungen gewisse anscheinende Lücken und ganz unerklärbare Sprünge giebt. Wir verfallen sehr oft, ohne alle dem Schein nach geringste Veranlassung, von einer Idee auf eine andere, wo uns der Übergang ganz unbegreiflich ist, auch dies ist Folge dieser dunklen Bilder, welche diese Lücke füllen und dadurch den Zusammenhang unterhalten. Ich will ein Beispiel aus meinen eigenen jüngsten Erfahrungen anführen, das niemanden interessieren könnte, wenn es nicht dazu dienen würde, meinen Satz zu erläutern. Vor einigen Tagen wurden Bohnen auf meinen Tisch gebracht;

ich hörte, dass diese Bohnen aus dem Garten eines Offiziers wären; sogleich sagte ich wie instinktmässig: Ich sei auch in Köln gewesen. Nun rate jemand, wie diese Rede zu ihrer Veranlassung passte; der Sprung ist ungeheuer und doch dabei nichts natürlicher. Ich fand nach einigem Nachdenken folgende geheime Veranlassung. Der Name dieses Offiziers hatte mich an einen andern erinnert, der gerade mir gegenüber gewohnt hatte, und dieser Tage aus Holland gekommen war. Der Weg aus Holland geht über Köln, wo ich vor einigen Jahren war, — und nun ist diese Lücke gefüllt. Köln und die Bohnen sind in eine sehr natürliche Verbindung gebracht. Um dies zu bewirken, musste in einer unglaublichen Geschwindigkeit mein Geist eine Reihe von Verbindung und Schlüssen unmerkbar durchlaufen, diese blieben verborgen, und nur die lächerliche Schlussfolge allein kam wider meinen Willen, ohne ihre Prämissen, zum Vorschein. Dies war, was diesem Urteil den Anschein eines Sprunges gab. Nicht ich allein, alle Menschen machen solche Sprünge, wer über sich nachdenken will, dem wird es eben so möglich sein als mir, die Mittelideen zu finden, durch welche der Übergang von einer Idee zu einer anderen, ganz heterogenen geschieht.

2. Wenn die dunkeln Vorstellungen unwirksam sind, woher kommt es, dass wir gegen unsere ausdrückliche Überzeugung, gegen deutlich erkannte Vernunftgründe handeln und uns zum Gegenteil bestimmen?

3. In keinem Zustand sollte man das Dasein irgend einiger Vorstellungen weniger vermuten, als in einem sehr tiefen Schlaf, oder in dem Zustand der Ohnmacht. Ich will mich hier, soviel das erste betrifft, nicht auf die so sonderbaren Handlungen der Nachtwandler berufen. Wir haben Beweise, die uns näher und dem Zweifel weniger unterworfen sind. Im tiefsten Schlaf verändern wir unsere Lage. Dies kann nur durch eine dunkle Vorstellung von der Unbequemlichkeit unserer Lage geschehen, welche wir fühlen. Mir war sehr oft, besonders bei einer vorhabenden Reise, daran gelegen, des Morgens um eine bestimmte Stunde geweckt zu werden; ich bin mit dieser Unruhe und Besorgnis, dass ich um die bestimmte Stunde nicht erwachen möchte, eingeschlafen, und mit dem Glockenstreich erwacht. Ich habe Personen gesehen, welche unter dem Reden in der Mitte des Wortes eingeschlafen oder ohnmächtig geworden sind; ich habe mit Erstaunen gesehen, dass sie bei ihrem Wiedererwachen oder bei ihrem Zurückkommen zu sich selbst gerade bei demselben Wort fortgefahren sind, wo sie unterbrochen wurden. Diese Vorstellungen müssen also wohl im Dunkeln fort oscilliert und gewirkt haben, oder diese Erscheinung ist ganz unerklärbar. Dies wird mir um so glaublicher, als ich mich

4. gar wohl besinne, von einem unerfahrenen Landmann gelesen zu haben, dass er in einem hitzigen Fieber einige längst in seiner Jugend zufälligerweise angehörte griechische Verse aus dem Homer vorgebracht habe. Ein glaubwürdiger Seelsorger hat mich versichert, dass er in einer ähnlichen Krankheit von einer Magd ganz lateinische Redensarten gehört habe, die sie, ohne darauf Acht zu haben, aus einer Unterredung zweier Studenten schon von mehreren Jahren behalten und nun zum erstenmal vorgebracht hatte. Ich selbst kann mich oft mit einemmal solcher Dinge entsinnen, die ich seit 30 Jahren nicht mehr gedacht habe. Welche unerklärbare Dinge werden wir bei Kindern gewahr, wenn wir nicht eine stille Geschäftigkeit ihres Geistes annehmen wollen? Man könnte sagen: unser Geist sei nie wirksamer, als wo er es am wenigsten scheint. Dahin gehört auch die unmerkliche stufenweise Nachahmung fremder Gebärden, Aussprache und Mundarten, die man entweder gar nicht bemerkt, oder anfänglich wohl gar verlacht und am Ende, ohne es zu wissen, selbst nachahmt, oder ihrer so sehr durch langen Umgang gewohnt wird, dass man sie nicht weiter bemerkt.

5. Gewisse Physiognomien und Menschen gefallen schon beim ersten Anblick, ohne weitere nähere Bekanntschaft, und nehmen für sich ein, indem andere gerade das Gegenteil bewirken. Diese Erscheinung muss ganz gewiss ihre Ursache haben, aber wir haben Mühe, solche zu erfahren. Die Vorstellung, welche dabei zu Grunde liegt, welche sie hervorbringt, muss also dunkel sein. Bei genauerem Nachforschen können wir finden, dass der Grund davon in einem Namen, in einem Widerspruch oder in einer Übereinstimmung mit einem bei uns unmerklich entstandenen physiognomischen Ideal von Geselligkeit oder Ungeselligkeit, in der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit mit anderen uns werten oder gehässigen Personen, in anderen ähnlichen Gründen, oder überhaupt in einer günstigen oder widrigen im Dunkeln wirkenden Ideenverbindung liege.

6. Ich bin im Theater, in der Kirche oder bei einer anderen Gelegenheit, wo sich gewöhnlich eine Menge von Menschen versammelt. Ich höre viele, die sich räuspern, ich denke nichts dabei. Nun hustet jemand; sobald, so wie ich ihn höre, in dem Augenblick schliesse ich, mein Vater oder Bruder oder Freund sei gegenwärtig, und ich eile, ihn zu finden. Was hat nun dieses Husten oder Räuspern meines Freundes so Unterscheidendes, dass ich es vor allen anderen bemerken kann, dass ich es heute zum erstenmal bemerke, dass ich dadurch auf die Gegenwart dieses Anverwandten mit solcher Zuversicht schliesse? Es mag sich vielleicht mancher meiner Leser über meine Spitzfindigkeit belustigt haben, kraft welcher ich weiter oben behauptet habe, dass alles miteinander verbunden sei,

dass die kleinsten Vorstellungen noch immer sehr zusammengesetzt seien, dass wir auch das Kleinste an einem Gegenstand bemerken, dass alles von einander unterschieden sei. Hier in diesem Beispiel mag er sehen, ob ich Unrecht habe. Was ist unbedeutender, was scheint weniger Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zu haben, als die Art, mit welcher wir husten! Und doch ist dieses ein Mittel, etwas, von allen zu unterscheiden. Es müssen also auch hier der Merkmale unendliche sein, die ich mir selbst bei den kleinsten Dingen vorstelle und denke. Worin liegt nun das Unterscheidende, das mich auf diesen Gedanken gebracht hat? Es müssen Merkmale sein, die ich mir zwar vorstelle, die sogar meine Urteile bestimmen, die ich aber auf keine Art deutlich entwickeln kann. Ich führe dieses unbedeutende Beispiel um so lieber an, als es mir Gelegenheit zu sehr grossen und wichtigen Bemerkungen giebt. Ich schliesse daraus, 1. wie zusammengesetzt die einfachsten Handlungen und Erscheinungen, als eben dieses Husten und Räuspern, der Ton der Stimme, das Lachen, das Hutaufsetzen, die Schrift und der Gang der Menschen sind, welche erstaunliche Mannigfaltigkeit in den kleinsten Dingen enthalten ist. In einer einzigen solchen Handlung müssen also 2. Millionen Nüancen als Merkmale enthalten sein, die ich mir 3. im Grund alle so vorstelle, dass ich unter solchen genau unterscheiden kann. Aber welcher Mensch hat es hierin zur Deutlichkeit gebracht? Wir erkennen sie also bloss undeutlich und dunkel, aber diese Undeutlichkeit hindert nicht, dass sie nicht bestimmende Gründe unserer Handlungen werden. Sollte jemanden dieses Beispiel übertrieben und aus dieser Ursache das nicht zu beweisen scheinen, was es beweisen soll, so muss doch jeder eingestehen, dass wir jeden Geschmack und jeden Geruch von dem anderen zuversichtlich unterscheiden können. Wir können mit verbundenen Augen den Geruch einer Rose von jenem einer Nelke ohne alle Mühe und Anstrengung unterscheiden; aber keine Anstrengung will zureichen, die Merkmale zu finden, die uns zu so verschiedenen Urteilen bestimmen. Diese sind so verborgen und dunkel, dass noch kein Mensch imstande war, anzugeben, wodurch eigentlich diese beiden Gerüche von jedem Menschen so geläufig unterschieden werden, und doch müssen Merkmale vorhanden sein, wodurch dies geschehen kann, wir müssen uns solche vorstellen auf eine Art, dass sie unserem Erkenntnisvermögen die nötige Richtung geben, dass sie bestimmende wirksame Gründe werden! Es ist also wahr, dass es unsichtbare, wirksame, bestimmende Gründe der Erscheinungen und Vorstellungen giebt.

7. Wie viel alte, längst gehabte, verdunkelte Vorstellungen über uns vermögen, kann jeder an den Begriffen seiner ersten Kindheit, seines ersten Unterrichts erfahren. Dies kann ihm

die Anhänglichkeit beweisen, welche jeder Mensch für seine früheren Meinungen hat. Er kann den Ungrund davon einsehen, er kann durch die Stärke der Gegengründe eingenommen, er kann von der Entstehung seiner Lehrmeinung, von ihrem seichten Grund auf das vollkommenste überzeugt werden, er kann sogar diese neue Meinung selbst behaupten und sich dabei doch in Handlungen nach seinen ersten Gründen bestimmen. Er kann noch mehr; er kann, wie bei Religionsveränderungen der Fall ist, Jahre lang seiner neuen Religion mit Eifer und Wärme anhangen, und oft wird nur ein kleiner Umstand erfordert, so wacht die Vorliebe für die Meinung seiner Väter in ihm auf, alle Gründe, die er vordem überzeugend fand, beweisen nichts mehr, ihre Stärke wird durch ein dunkles Gefühl verdrängt, und dieses Gefühl ist nichts weiter, als seine erste und älteste Gewohnheit zu denken. Ob diese Denkungsart auf guten oder schlechten Gründen beruht, dies gilt ihm gleich viel. Gewohnheit und Fertigkeit, so zu denken, vertreten bei ihm die Stelle aller weiteren Beweise. Er glaubt die Stimme seines Gottes zu hören, denn er weiss nicht, dass es seine ersten schlummernden, noch nicht vertilgten Vorstellungen sind, welche in ihm diese ihm unerklärbaren, in seinem Wahn übernatürlichen Veränderungen bewirken. Ihn macht dies nicht irre, dass jeder dieses Gefühl hat, dass dieses Gefühl nicht minder für thörichte, ganz grundlose Meinungen eben so stark erwacht. Nicht anders verhält es sich mit Wissenschaften bei jedem System. Wer hier einmal Partei genommen, wer sich ernstlich für eine Meinung erklärt hat, den überzeugen sehr selten spätere Gründe, alles führt ihn auf seine ältere Meinung zurück, alles denkt er auf seine Art, alles versteht er in dem Sinn, wie er es braucht. Seine Ideen haben einmal diesen Gang genommen, nun schliessen sich nur solche an, die mit diesen übereinstimmen. Oft sieht er diese Übereinstimmung und glaubt sie zu bemerken, wo gerade das Gegenteil ist. Dies macht, dass es schwer hält, eine ausgebildete Denkungsart von Grund aus zu verändern; allezeit bleibt von dem alten so viel zurück, dass es die späteren Urteile modifiziert, dass jeder neue Vortrag nach diesen verstanden wird. Das Sehrohr ist nun einmal gefärbt; wir sehen von nun an alle Gegenstände schwarz oder rot, nicht weil sie an sich selbst schwarz oder rot sind, sondern weil das Glas, durch welches wir sie beschauen, die eine oder die andere von diesen beiden Farben und Eigenschaften hat.

(Schluss folgt.)

Geheime Gesellschaften und Ordens-Verbindungen.

Von F. W. Krippner, Hamburg.

III.

Von den Orphikern und Pythagoräern.

Orpheus wird allgemein in der alten Welt als der Vater der Geheimnisse angesehen. Der Dichter der Geheimnisse war er wenigstens, denn in sehr vielen Mysterien wurden bei der Einweihung Lieder des Orpheus gesungen. Wir übergehen hier die ganze Untersuchung, wer dieser Orpheus gewesen. Svidas macht deren sieben namhaft. Diese ganze Untersuchung grenzt gewissermassen schon ans Reich der Fabel. Indessen wird Orpheus, der Thrazier, allgemein als derjenige angesehen, der zuerst die Griechen in der Erkenntnis der Götter und in den Geheimnissen unterrichtet, und diese allgemeine Meinung der Alten wird noch dadurch bestärkt, dass man durchgängig bei den Mysterien der Griechen orphische Lieder gesungen.*)

Aristoteles zog schon zu seinen Zeiten in Zweifel, ob jemals ein Orpheus in der Welt gewesen sei. Aber seine Zweifel sind nicht vermögend, das einmütige Zeugnis des ganzen Altertums zu überstimmen, man sieht jedoch daraus, dass eine ausgemachte historische Wahrheit mit dem Fortschritte der Zeit immer etwas verliert, bis sie endlich ganz wankend und zweifelhaft wird. Eben die allgemeine Sage der Alten erklärt sich auch dafür, dass Orpheus die Geheimnisse aus Ägypten geholt und sie von da nach Griechenland und Thrazien gebracht habe. Hält man die orphische Lehre mit der alten ägyptischen zusammen, so wird diese Sage ungemein bekräftigt, so wenig es auch geleugnet werden kann, dass die neueren Philosophen unter den Griechen die ursprüngliche orphische Lehre sehr verfälscht haben.

Die Mysterien der Griechen, die Orpheus aus Ägypten dahin überbrachte, können eigentlich als eine Schule dieses alten Mystagogen angesehen werden.

Ausserdem aber hat es Orphiker in der alten Welt gegeben, die vielleicht einer genaueren Untersuchung würdig sind, wenigstens dieselbe eben so sehr verdienen und mit den Mysterien eben so nahe verwandt sind, als die Pythagoräer, von welchen bald die Rede sein wird.

*) Pausanias, Lib. I, Kap. 30.

Fast alle Alten, welche des Orpheus gedenken, machen ihn nicht nur zum Erfinder der Mysterien bei den Griechen und Thraziern, sondern auch zum Stifter einer besonderen Sekte oder Schule. Zu den Zeiten des Theseus war dieselbe unter den Griechen vorhanden, sie scheint entweder in den anderen griechischen Philosophenschulen, oder doch gewiss in der pythagoräischen aufgegangen zu sein.

So viel man aus den geringen Spuren, die hiervon noch vorhanden sind, schliessen kann, so hatten die Orphiker eine besondere Lebensweise unter sich eingeführt, wodurch sie sich von ihren Zeitgenossen unterschieden, und welche man das orphische Leben zu nennen pflegte.

So viel man aus dem Plato ersieht, so enthielten sie sich aller Speisen, welche Leben gehabt hatten. Sie gingen hierin so weit, dass sie nicht einmal den Göttern Tiere opferten, sondern ihnen nur Oblationen von Früchten, Kuchen und Honig darbrachten.*) Alles Blut wurde von ihnen für eine Befleckung gehalten, es mochte nun von Menschen genossen oder an den Altären der Götter vergossen werden.

Fraguier glaubt, dass Orpheus durch dieses Gesetz seine Landsleute von der wilden Gewohnheit, menschliche Opfer den Göttern darzubringen und ihre im Kriege überwundenen Feinde zu verzehren, habe abbringen wollen**).

Aber wenn man sich erinnert, dass dies bei allen Völkern üblich war, welche die Lehre von der Seelenwanderung angenommen, und dass Orpheus alle seine Lehren und Einrichtungen aus Ägypten entlehnt hatte, wo diese Lehre die herrschende war, so wird man sofort finden, dass nichts anderes als gerade der Glaube von der Seelenwanderung zu dieser Enthaltsamkeit des Fleischessens bei den Orphikern die Ursache war. In Euripides Hippolyt findet man das treffende Bild eines Orphikers in der Person des Hippolyt dargestellt, nach welchem man imstande ist, sich einen ziemlich richtigen Begriff zu machen, was es mit diesen Mystikern des höchsten griechischen Altertums für eine Bewandnis gehabt haben muss.

Du bist also, sagt Theseus zum Hippolyt, der vorzügliche Mensch, der mit den Göttern einen intimen Umgang hat, du bist also der Weise und Untadelhafte. Ich werde gewiss nicht deinen eiteln Prahlereien weiteren Glauben schenken, die Götter würden sehr thöricht handeln, wenn sie mit dir Umgang haben sollten. Hintergehe uns noch ferner durch deine Enthaltung vom Fleischessen, gieb dich noch ferner für einen Begeisterten, als ein Schüler des

---

*) Plato de Legib, Lib. VI, p. 782.

**) Abhandlungen der Pariser Akademie der Inschriften, 1. Band, p. 126.

Orpheus aus und rühme dich mit dem Dunst vieler Wissenschaften, da du nun auf der That ertappt bist*).

Aus dieser Stelle sieht man nicht nur, dass die Orphiker durch Enthaltung vom Fleischessen sich von anderen Menschen zu unterscheiden suchten, sondern dass sie auch für reiner und heiliger als andere gehalten sein wollten. Was man sich von einer solchen Reinigung versprach, war nichts geringeres, als das Anschauen der Götter oder der nähere Umgang mit denselben, welches man allgemein als die Theorie zu bezeichnen pflegte. Ausserdem sieht man auch hier in der Person des Orphikers einen Menschen, der sich rühmt, in dem Besitze ausserordentlicher Wissenschaften zu sein und sich als einen Begeisterten aufspielt, auf welchem die Götter besonders eingewirkt, und der auch ihrer Inspirationen gewürdigt worden sei.

Dieses alles sind Beweise, welche den ägyptischen Ursprung dieser orphischen Schule deutlich verraten, und hieraus kann man sich auch schon einen Begriff machen, was es für Wissenschaften waren, in deren Besitz zu sein die Orphiker sich gerühmt haben. Es ist wohl zu glauben, was Heine zu der Stelle des Euripides bemerkt, dass Euripides zu den Sätzen, welche er dem Hippolyt beilegt, offenbar keine anderen Quellen, als die pythagoräische Philosophie benutzt habe**).

Aber dennoch führt hier Euripides nicht einen Pythagoräer auf, an welchen zu Hippolyts Zeiten nicht gedacht werden konnte, und bei dessen Aufführung der Dichter gegen die Zeitordnung verstossen haben würde, sondern einen Orphiker. Dass aber zwischen beider Lehren und Verhalten eine so grosse Übereinstimmung herrscht, kommt daher, weil beide, Orpheus und Pythagoras, aus einer und derselben Quelle geschöpft haben, nämlich aus dem Ägyptiacismus.

Eine andere mysteriöse Schule der Alten machen die sogenannten Pythagoräer aus.

Wir verbinden sie nicht nur um deswillen mit den Orphikern, weil es gewiss ist, dass beide ihre Lehren und Einrichtungen von den Ägyptern entnommen, sondern weil auch wirklich die Pythagoräer ihre Lehre für orphisch ausgegeben haben.

Jamblichus lässt nicht nur den Pythagoras sagen, dass er sich zu Libethra in Thrazien durch den Aglaophemus habe einweihen lassen***), sondern auch Herodot bestätigt

---

*) Euripid. Hippolyt, V., 948.

**) Abhandlung der Accad. der Inschriften I, p. 131.

***) Jamblich. in vita Pythagorae, p. 135.

dieses und sagt, dass die Bachiker und Orphiker mit den Pythagoräern eins, nämlich ägyptischen Ursprungs wären*).

Die Nachrichten, welche wir von dem Leben des Pythagoras haben, sind mit sehr vielen sonderbaren Umständen untermischt, so dass man oft in Versuchung kommt, sie für einen Roman zu halten.

Heraklides Ponticus, sein erster Geschichtsschreiber, lebte erst zweihundert Jahre nach ihm und sammelte seine Nachrichten aus mündlichen Sagen. Bei der grossen Hochachtung, worin dieser Philosoph stand und bei der Neigung der Menschen, von denen, die man hochschätzt, auch recht viel Wunderbares zu erzählen, ist es also kein Wunder, dass manches sonderbare in die Lebensgeschichte desselben hineingekommen.

Jamblichus und Porphyr, sowie alle platonischen Philosophen der alexandrinischen Schule, hatten nächst der ausserordentlichen Hochachtung für den Pythagoras einen grossen Hang zum Wunderbaren. Was wird nicht alles bei den Neu-Platonikern vom Plotin erzählt! Überhaupt sind die Männer, die bei diesem Philosophen in Ansehen standen, nichts geringeres als Seher, Begeisterte und Wunderthäter. Dennoch kann man sehr vieles, was vom Pythagoras, seiner Lehre und der Einrichtung seiner Schule gesagt wird, nicht in Zweifel ziehen, ohne das allgemeine Ansehen aller Alten zu verwerfen, und wenn man bedenkt, wo Pythagoras geschöpft und nach welchem Muster er seine Schule zu bilden gesucht, so wird manches Romanhafte von selbst wegfallen.

Zur Zeit dieses Philosophen waren die Ägypter wegen ihrer ausgebreiteten Kenntnisse allgemein berühmt. Die jonische Schule, in welcher Pythagoras zuerst unterrichtet wurde, hatte in Ägypten ihren Ursprung. Hierdurch und, wie Jamblichus sagt, vom Thales selbst ward Pythagoras bewogen, nach Ägypten zu reisen und sich von den Priestern zu Memphis und Theben in den Wissenschaften unterrichten zu lassen.**) Auf dieser Reise ging er erst nach Phönicien, wie eben dieser Schriftsteller sagt, und liess sich zu Biblos und Tyrus einweihen.

Es mag gern wahr sein, was Meiners sagt,***) dass Pythagoras ein religiöser Schwärmer gewesen sei, der auf heilige Abenteuer ausgegangen und alle Tempel durchkrochen habe. Aber daraus folgt noch nicht, dass es ihm mehr um Aberglauben als wahre Wissenschaften zu thun war. Denn in welchen Händen war damals alle wissenschaftliche Erkenntnis

---

*) Herodot, Lib. II, p. 134.
**) Jamblich. de vita Pythag., p. 9.
***) Versuch einer Religionsgeschichte, p. 303.

bei den Ägyptern und anderen ähnlichen Völkern, als in den Händen der Priesterschaft! Und waren nicht, wie Meiners selbst angiebt, in den grossen Mysterien wissenschaftliche Kenntnisse enthalten?

In Ägypten blieb Pythagoras volle zweiundzwanzig Jahre und genoss daselbst des Unterrichts der Priester von Memphis und Theben, nachdem er alle die schweren Prüfungen überstanden hatte, die sie mit denen vorzunehmen gewohnt waren, welchen sie zu ihren Geheimnissen den Zutritt gestatten wollten.*) Clemens von Alexandrien sagt sogar, dass er sich habe müssen beschneiden lassen, denn dazu waren die Priester und alle, welche an ihren Geheimnissen Anteil haben wollten, genötigt.**)

Nach einem so langen Aufenthalte in Ägypten ging er nach Chaldäa und Persien und liess sich daselbst auch von den Magiern unterrichten. Dies sagen nicht nur Jamblichus und Porphyr, sondern auch schon Cicero.***) Mit diesen Kenntnissen bereichert kehrte endlich Pythagoras nach Samos in sein Vaterland zurück. Als er aber daselbst keine Aufnahme nach seinem Geschmack fand, errichtete er im unteren Teile von Italien eine Schule, die nachher ausserordentlich berühmt wurde, und aus welcher eine ganze Anzahl grosser Männer hervorgegangen sind.

Vielleicht würde der Platonismus nie so berühmt geworden sein, wenn nicht Plato so vieles aus den Quellen der Pythagoräer geschöpft und in sein System aufgenommen hätte.

Man mag über Pythagoras denken wie man will, man mag ihn für einen so grossen Schwärmer halten, als nur einer in seinen Zeiten existieren konnte, so bleibt er doch immer ein merkwürdiger und grosser Mann. Es gehört immer ein gewisser Enthusiasmus und eine besondere Stimmung der menschlichen Seele dazu, wenn man imstande ist, solche Reisen zu unternehmen und sich solchen Gefahren und Schwierigkeiten zu unterwerfen, als von ihm geschehen, um zu wissenschaftlichen Kenntnissen zu gelangen. Aber unglaublich ist darum die ganze Geschichte doch nicht. Unsere heutigen Forschungsreisenden leisten oft auch kaum glaubliches. Die Schule, welche Pythagoras in Niederitalien errichtete, hatte ganz das Gepräge von Ägypten. Einen Priesterorden oder vielmehr ein priesterliches Geschlecht zu bilden, an welchem seine Kenntnisse, wie in Ägypten, gebunden sein möchten, das ging nach der ganzen äusseren Lage, worin sich dieser Mann befand, nicht an. Die ganze heidnische Priesterschaft

---

*) Porphyr de vita Pythag., p. 10.
**) Alexandrid. ap Athenaeum, Lib. VII, p. 300.
***) Cicero Lib. V de Finibus.

in Italien würde sich dagegen erhoben haben. Das Priestertum war unter den Griechen nicht an ein besonderes Geschlecht gebunden. Aber das ist bekannt, dass Pythagoras und seine Schüler immer geneigt waren, die Staatsverfassungen nach ihrem Sinne umzubilden und dass auch solches die hauptsächliche Veranlassung zur Unterdrückung dieser Sekte gewesen ist. Um nun zu seinem Endzwecke zu gelangen, stiftete er eine philosophische Schule. Er teilte aber, wie Origenes sagt, seine Schüler in zwei Klassen.*) Die eine nannte er die innere, die andere die äussere. Jenen vertraute er seine vollkommenen und erhabensten Lehren, diesen aber die allgemeineren Lehren an, welche für jedermann waren. Diesen letzteren gab er auf öffentlichen Plätzen Unterricht, wie es überhaupt bei den griechischen Philosophen gebräuchlich war. Von diesen ist hier nicht die Rede, sondern von den ersteren, die man als die eigentliche Schule der Geheimnisse ansehen kann, welche von diesem Philosophen errichtet wurde.

Diese innere Schule war gewissermassen ein Gattung von Mönchen oder Koinobiten.**)

Die vornehmsten Sitze der Pythagoräer in Unteritalien waren folgende sieben Städte: Croton, Sybaris, Katanea, Rhegium, Himera, Agrigent und Thauromenium***), und es ist wahrscheinlich, dass in einer jeden dieser Städte ein solches Kollegium von philosophischen Koinobiten von ihm gestiftet worden war. Diese innere Schule war, soviel nach Beschaffenheit der Umstände geschehen konnte, nach dem Muster der Ägypter eingerichtet. So wie die äusseren Schüler von den inneren unterschieden waren, so gab es unter diesen wieder verschiedene Klassen. Eigentlich waren deren drei. Wer in diese Gesellschaft trat, befand sich erst drei Jahre hindurch in einem Stande der Prüfung, in welcher man auf verschiedene Weise geprüft und an die später zu führende Lebensart gewöhnt wurde. Es scheint, dass der Prüfling hier besonders gewissen moralischen Vorschriften unterworfen war. Man suchte nicht nur seine Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen, sondern hauptsächlich auch alle eitle Ruhmsucht aus seinem Herzen zu verbannen und die Seele mit Verlangen nach Wahrheit zu erfüllen.†) Zwei Dinge sind hierbei merkwürdig. Erstens, dass Pythagoras auf die körperliche Bildung derer, die in seine Gesellschaft traten, vorzüglich Rücksicht nahm, und zweitens, dass er allen die Musik empfahl. Alle seine Schüler waren gewissermassen Tonkünstler. Musik und Moral waren die ersten Dinge, worin sie unterrichtet wurden, und

*) Origenes, Fragm. de Philosoph.
**) Zu einander passende — Gleichgesinnte.
***) Porphyr. de vita Pythag., p. 29.
†) Jamblich. a. a O., p. 59.

wer zur Musik untüchtig war, war auch mithin ungeschickt, ein Pythagoräer zu sein. Hierin wich Pythagoras von seinen Lehrmeistern, den Ägyptern, gänzlich ab. Aber vielleicht hatte er nicht so ganz unrecht, wenn er diese Kunst für das beste äussere Mittel ansah, das Herz zu weichen, sanften und erhabenen Empfindungen zu stimmen.

Wenn man drei Jahre sich in diesem Zustande der Vorbereitung befunden hatte, so wurde man unter die Zahl der Zuhörer aufgenommen. Auf dieser Stufe genossen sie schon seines Unterrichts, aber dergestalt, dass er nicht von ihnen gesehen wurde, sondern durch einen Vorhang von ihnen abgesondert war. Dieser ganze Unterricht war noch symbolisch und in verblümten Ausdrücken vorgetragen. Von dieser Stufe fing aber schon das tiefste Stillschweigen an, und die Schule des Pythagoras gewann die förmliche Gestalt der Geheimnisse.

Man war aber nicht nur verpflichtet, keinem Fremden das mindeste von demjenigen bekannt zu machen, was man hier erlernte, sondern es fiel auch dasjenige weg, was in anderen Schulen der griechischen Philosophen üblich war, dass die Schüler ihrem Lehrmeister Einwürfe machten. Dieser Zustand dauerte fünf Jahre. Wenn diese Zeit vorüber war, genoss man seines vollkommenen Unterrichts, man ward ein Wissender, ein Unterrichteter, der Vorhang trennte diese Schüler nicht mehr von ihrem Lehrer, sondern sie genossen seines ungehinderten Anblickes und seines unverhüllten deutlichen Unterrichtes. Wenn man in die Klasse der Zuhörer eintrat, so brachte man, wie es scheint, eine gewisse Aussteuer mit, die man den Ökonomen der Kommune zur Verwaltung übergab und wovon wahrscheinlicherweise die ganze Sozietät unterhalten wurde.

Wenn sie nun bei den Prüfungen und Vorbereitungen, die während der fünf Jahre mit ihnen vorgenommen worden waren, nicht tüchtig befunden wurden, in der Gesellschaft zu bleiben oder auf andere Weise sich derselben unwürdig machten, so gab man ihnen ihr Eingebrachtes doppelt wieder zurück, man setzte ihnen ein Denkmal gleich einem Toten, man sah sie für die ganze Zukunft als gänzlich abgestorbene Glieder an und behandelte sie, wenn man sie irgendwo antraf, als gänzlich Fremde, die niemals zu ihrer Gesellschaft gehört hatten.*) Worin die Proben bestanden, die man mit den Prüflingen während der fünf Jahre vornahm, ist unbekannt. Aber nach Jamblichus kann man annehmen, dass sie denen der Ägypter ähnlich waren.

Wie es scheint, hatten sie gewisse Merkmale, woran sie

---

*) Jamblich. a. a. O., p. 60.

sich gegenseitig erkannten, und sie hatten die besondere Verbindlichkeit, sich untereinander zu helfen.

Ein Pythagoräer ward in einer Stadt krank, die von seiner Heimat entfernt war, und fand sich nicht imstande, seinem Wirte die Mühe zu vergelten, die derselbe bei seiner Krankheit gehabt hatte. Er gab daher seinem Wirte ein paar Täfelchen und befahl ihm, dieselben an einem solchen Ort in der Stadt aufzuhängen, wo sie am ersten von einem Durchreisenden gesehen werden könnten. Der Wirt vollzog den Willen des Sterbenden, ohne eben sehr auf den Erfolg zu rechnen. Aber ungefähr einen Monat darauf reiste ein anderer Pythagoräer durch denselben Ort und ward der Täfelchen ansichtig. Er eilte daher sogleich zu dem Wirt, der sich seines verstorbenen Mitbruders angenommen hatte, bezahlte ihn reichlich und überhäufte ihn mit Lob und Danksagungen und that also, was jenem unmöglich gewesen war.*)

So war die pythagoräische Geheimschule ihrer äusseren Einrichtung nach beschaffen. Die Lebensweise, welche die Pythagoräer in ihren Konventen führten, war ganz im Geschmack der ägyptischen Priester. Sie trugen Kleider von weisser Leinwand. Wollene Kleider hielten sie für unrein und waren daher bei ihnen zu tragen nicht erlaubt. Die weisse Farbe war bei ihnen das Sinnbild des Guten, so wie die schwarze Farbe das Bild des Bösen.**)

Auf die Jagd zu gehen war ihnen gänzlich verboten, indessen unterliessen sie andere Leibesübungen nicht, als Ringen, Laufen, Kugelwerfen und was sonst bei den Alten üblich war, um den Körper stark zu machen, alle Morgen und Abend machten sie sich Bewegung durch Spazierengehen. In ihrer ganzen Lebensart waren sie an eine bestimmte Diät gebunden, die von ihm vorgeschrieben war, und wobei er immer auf seine Lehren eine gewisse Rücksicht genommen hatte. Ihre Speisen bestanden in Brot, Honig, Früchten und Gemüse. Bohnen aber und andere Hülsenfrüchte waren hiervon gänzlich ausgeschlossen. Dies alles war vollkommen nach dem Muster der Ägypter.***) Sehr selten assen sie Fische und Seegewächse. Auch dieses war aus der ägyptischen Disziplin hergenommen. Aber in betreff des Weintrinkens ging Pythagoras von gedachter Disziplin ab, vielleicht weil er wusste, dass dieses Verbot bei den Ägyptern nur einen politischen Charakter trug, doch tranken die Pythagoräer nur des Abends Wein bei ihren Mahlzeiten.

Sie bedienten sich täglich des Bades, es war ihnen aber

*) *Jamblich. a. a. O., p. 191.*
**) *Diog. Laërt., Lib. VIII, num. 19.*
***) *Plutarch. de Isid. & Osirid., cap. 5.*

nicht erlaubt, in eine öffentliche Badestube zu gehen, worin sich andere gebadet hatten, damit sie nicht verunreinigt würden.

Man sieht aus diesen Verordnungen, das **Pythagoras** durchgängig darauf bedacht war, seine Schüler ausser aller Verbindung mit anderen Menschen zu setzen. Dies bezog sich sogar auf ihre gottesdienstliche Verehrung, indem sie an blutigen Opfern durchaus keinen Anteil nahmen. So sah die sonderbare Sozietät aus, die **Pythagoras** errichtete. Sie ist einem Mönchsorden vollkommen ähnlich, und man thut nicht ganz unrecht, wenn man die **Pythagoräer** die Karthäuser des Altertums nennt. Indessen macht die äussere Form diese Stiftung nicht unglaublich. Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, deren Verstand eine eigene besondere Richtung genommen hat. **Pythagoras** hatte das Bild der Ägypter vor sich, das er genau zu kopieren suchte, und da die Religion, Staatsverfassung und viele andere Dinge ihn hinderten, sein Vorbild dem Original vollkommen gleich zu gestalten, so konnte seine Sozietät natürlicherweise keine andere Gestalt erlangen. Sein Unterricht, den er den Zuhörern erteilte, war, wie schon vorhin bemerkt, symbolisch. Dies erstreckte sich sogar auf die sittlichen Vorschriften, die er gab, und von welchen uns **Diogenes Laërtius, Jamblichus** und **Porphyr** verschiedenes aufbewahrt haben.

Die innere Lehre der **Pythagoräer** aber war im Grunde genommen genau dasselbe, was in den Mysterien vorgetragen wurde.

Die Theologie der **Pythagoräer** war ebensowohl als diejenige, die in den Mysterien gelehrt wurde, eine Antithese der Volksreligion, denn **Pythagoras** lehrte gleichfalls das Dasein eines höchsten Wesens, welches er bald **Monas**, bald **Tetras**, bald die **Tetractys** nannte, und seine eigenen Schüler sagen, dass er in seiner Lehre von den Göttern einiges von den Orphikern, einiges von den ägyptischen Priestern, von den Chaldäern, Magiern und aus den eleusinischen und samothrazischen Geheimnissen entlehnt habe.*)

Hieraus kann man schon schliessen, was hier für Lehren vorgetragen sind. Er empfahl dabei nebenher die Verehrung der Götter und der Helden. Dies giebt den Schlüssel zu seiner ganzen Dämonenlehre, und Jamblichus sagt von ihm eben das, was man sonst von den grossen eleusinischen Geheimnissen zu sagen pflegte, dass man nämlich in seinem Unterrichte zu genauen und richtigen Begriffen von den Göttern gelange.

Alle **Pythagoräer** waren auch Freunde von der **Theurgie** und hatten verschiedene Arten von Divinationen.**) Ausser-

---

*) *Jamblich. a. a. O., p. 127, 128.*

**) *Jamblich. a. a. O., p. 127, 128, und Diog. Laert., Lib. VIII, num. 20.*

dem legten sich die Pythagoräer auf Naturlehre, Astronomie, Astrologie, Geometrie und verschiedene andere Teile verwandter Gelehrsamkeit. Jamblichus sagt überhaupt, dass nichts ins Fach menschlicher Wissenschaften gehören könne, was nicht in den Schriften der Pythagoräer nach allen Teilen aufs genaueste vorgetragen wurde.

Ebenso fleissig gaben sich die Pythagoräer mit der Medizin ab.*) Beim Porphyr und Jamblichus findet man sehr fabelhafte Erzählungen von den Wundern des Pythagoras ganz im Geschmack der alexandrinischen Platoniker. Aber, obgleich diese Erzählungen von der Art sind, dass man ihnen wohl nicht leicht Glauben beimessen wird, so haben dergleichen Geschichten dennoch Gelegenheit gegeben, den Pythagoras in das Verzeichnis der Zauberer zu setzen. Wer erinnert sich hier nicht an die ägyptischen Gelehrten, die gleichfalls für Zauberer gehalten wurden, und an Apulejus, der förmlich dieses Verbrechens angeklagt wurde.

So viel seltsames man bei der pythagoräischen Schule antrifft, so ist es doch immer zu bedauern, dass davon keine schriftlichen Urkunden bis auf uns gekommen sind.

Jamblichus sagt, dass in dieser Schule alles mündlich als göttliche Geheimnisse fortgepflanzt wurde.

Indessen erhandelte doch Plato einige Schriften der Pythagoräer. Aber von allen diesen sind jetzt fast keine zuverlässigen Spuren übrig geblieben.

Mallona.

Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

Wolken schieben sich jetzt vor, ich sehe nicht mehr das Meeresgestade. Das Bild ändert sich und aus dem Nebel, der meinen Blick verschleiert, bilden sich allmählich andere Gestalten. — Jetzt wird es klarer. — Ich erkenne Karmuno und Arvodos Bruder Rusar in einem kleinen Gemache. Eifrig spricht ersterer auf den andern ein. Finster und bleich starrt der Jüngling, an einem Tische sitzend, zu Boden,

*) Jamblich. a. a. O., p. 139.

während der Oberpriester ihn zu überreden sucht. Ich höre jetzt auch Laute, unterscheide die Worte und verstehe sie.

Karmuno sagt: »Fort mit allen Bedenken, ich stehe für den Erfolg. Welch brüderliche Liebe Arvodo für Euch hat, erkennt Ihr aus seinem Thun. Er stiehlt Euch die Liebe Artayas, oder glaubtet Ihr, mir sei fremd geblieben, was Euch bewegt. Die Macht Arvodos, die er seit einiger Zeit unbeschränkt über den König ausübt, führt ihn zum klar erkannten Ziel. Er will König von Mallona werden. Erreicht er es, so urteilt selbst, was von Arvodo zu erwarten ist. Euch macht er jetzt zum Vicekönig von Nustra, denn die Nähe des Bruders ist ihm hinderlich. Er ehelicht Artaya, deren Hand ihn zum Thronerben macht.«

Leidenschaftlich fährt Rusar auf: »Das soll er nicht!«

Mit kalter Miene spricht der Priester: »Wollt Ihr es hindern, da Artaya selbst diese Verbindung wünscht, Areval gleichfalls?« —

Aufstöhnend seufzt Rusar: »Mich liess sie glauben, ihr Herz habe sich mir zugewandt und nun —«

»Gefällt ihr der Bruder besser, nichts neues, Herr, bei diesem Weibe. Artaya kennt nur sich. Arvodo ist ihr Meister geworden, weil er sich nicht gewinnen lässt, wie all die andern, — wie auch Ihr. — Er ist kalt in seinem Herzen, der Widerstand reizt sie, wüsste sie Arvodos Herz für sie entflammt, bald würde sie seiner überdrüssig. Doch so muss sie ihn erobern, sie ruht nicht, bis sie den Mann in ihm besiegt, er wäre der Erste, der sich nicht vor ihrem Lächeln beugte, und das duldet ihre Eitelkeit nicht. — Ihr, Herr, wurdet ihr Sklave und solche werden abgethan, sobald man sie nicht mehr braucht.« —

Rusar knirscht vor Erregung: »Ich bin kein Sklave und werde nie diesem Weibe ein solcher sein. Getötet sei die Liebe zu ihr, nur noch der Hass lebe für sie!« —

Karmuno lächelt heimlich und sein Auge blitzt triumphierend, leise flüstert er, sich zu Rusar niederbeugend: »Ich kenne ein Mittel, wie Ihr Euch an dieser Nimri rächen könnt!«

»Und wie das?« —

»Ihr trefft sie, wenn Ihr Arvodo treffen werdet!«

»Er ist jetzt mächtiger als wir alle und — mein Bruder!« —

»Euer Herr, der Euch nicht schonen wird, falls es ihm notwendig scheint!« —

»Welch ein Mittel kennt Ihr?« — Rusar blickt den Priester fragend an, dieser sieht ihm scharf in die Augen und antwortet leise:

»Muhareb lebt!« —

Wie von einer Natter gestochen fährt Rusar empor, voller Entsetzen starrt er den Priester an und stammelt: »Muhareb — lebt? — Unmöglich!« —

»Warum unmöglich?« —

»Es ist unmöglich, sag ich! Mein Bruder kehrte vor kurzem von einer Fahrt zurück, die er gethan, weil ihm Beweise von Muharebs Tod geworden. Er hat den Mann gesehen und gesprochen, in dessen Armen Muhareb starb!« —

»So sagte Euch Arvodo, ganz recht, und Ihr habt ihm geglaubt. Ihr ahntet nicht, dass der Bruder log, um seiner geheimen Zwecke willen, die ich durchschaue. Muhareb lebt und ich kenne seinen Aufenthalt!« —

»Ihr kennt seinen Aufenthalt? Wo ist derselbe?« —

»Herr, man giebt Geheimnisse, die mit Mühe erkundet worden, nicht ohne weiteres kund. Ihr sehet, dass Arvodo Euch betrog. Areval fürchtet nicht den toten, doch umsomehr den lebenden Muhareb. Durch Arvodo hat er dessen Dasein erfahren und Arvodo weiss seine Furcht wohl zu nützen. Jetzt wisst Ihr, wodurch Euer Bruder die Macht über den König besitzt. — Nehmt dem Könige seine Furcht vor Muhareb, und es werden sich dann auch Mittel finden, Arvodo zu stürzen.« —

»Karmuno, ich kenne Euch, Ihr wisst die Mittel schon und hofft sie anzuwenden. Ihr waret nie ein Freund Arvodos. — Ich bin es jetzt auch nicht mehr, — drum sprecht.« —

»Es ist nötig, dass Muhareb falle, oder dass er als rechtmässiger König anerkannt werde. Wozu würdet Ihr Euch entschliessen?« —

Vorsichtig fragt Rusar: »Lässt sich das schon jetzt bestimmen, vielleicht ist weder das eine noch das andere ratsam. Handelt so, dass die Wege offen bleiben.«

Erfreut tritt Karmuno auf Rusar zu: »Ich sehe, Ihr versteht mich, lasst uns Verbündete sein, so werden wir die Geschicke Mallonas lenken. Folgt meinem Rate, reist baldigst ab nach Nustra, ergreift mit fester Hand die Zügel der Regierung. Von mir wird die Priesterschaft des Landes unterrichtet werden, Euch zu unterstützen. Was hier vorgeht bleibt uns kein Geheimnis, wenn ich will haben die Mauern Augen und Ohren ringsum. Weder Areval noch Arvodo entgehen diesem Netz.« —

»Was aber geschieht mit Muhareb unterdessen?« —

Karmuno lächelt listig. »Ein Königssohn, der sich vergräbt in der Einsamkeit, wird untauglich für den Thron, auch wird er ihn kaum zu besitzen wünschen. Wir brauchen seinen Namen, weniger seine Person, denn nicht diese, nur jener soll das Volk gefügig machen. Lasst in Nustra zuerst das Gerücht entstehen, Muhareb lebe und sei gesehen worden. Des Vicekönigs von Sutona sind wir sicher, er wird unseren Plänen folgen, sobald wir wollen. Auch dort wird Muharebs Name das Ansehen Arevals untergraben, noch mehr dann in Mallona

selbst. Werden die Ereignisse uns erst beweisen, wie gross die Macht ist, die Muharebs Name giebt, so werden wir beschliessen. Der Bund der Getreuen soll sich nun gegen Arvodo kehren. Seine Getreuen werden die Unseren.«

»Auch diesen Bund kennt Ihr?« fragt in unverhehltem Erstaunen Rusar.

»Dem Oberpriester aller Tempel darf nichts fremd sein und ist es nicht. Nicht jedem fällt die Frucht zu von dem, was er gesäet. Es können Klügere, die zu warten wissen, die Ernte einheimsen. Arvodo hat daran nicht gedacht, er wird's erfahren.« —

Rusar hat staunend Karmuno zugehört. In seinen Gedanken bildet sich klar das Bild dieses anscheinend allwissenden Priesters, der den König unumschränkt beherrschte, bis Arvodo diese Macht ihm streitig machte, der aber auch für diesen Fall gesorgt hatte und ein Netz von Spähern, Vertrauten und Helfern augenscheinlich besass, die ihm alles zutrugen, was er zu wissen wünschte. Er wittert die Gefahr, die ein Bündnis mit diesem Manne bringen kann, erkennt aber auch die Ohnmacht, sich ihm zu entziehen. In einer Art Trotz sagt er: »Und wenn ich nun Arvodo enthülle, was Ihr mir anvertraut, ihm verrate, wovon Ihr Kenntnis habt?« —

Kalt lächelnd und ihn bedeutungsvoll ansehend sagt Karmuno kurz: »Versucht's!« —

Rusar weiss genug. Karmuno würde vor keinem Mittel zurückscheuen, seine Blicke sprechen deutlich. Er steht auf von dem Sessel und sich zum Lachen zwingend meint er: »Ich will durch solchen Versuch, der mich die Gunst des Bruders nicht gewinnen heisst, die Freundschaft Karmunos nicht verlieren. Gemeinsames Wissen giebt gemeinsames Handeln. Ich bin bereit dazu.« —

Wieder ziehen Wolken vorbei, es wirbeln Nebel durcheinander und verdecken die Gestalten, die ich sah. Undeutlich will sich ein anderes Bild entwickeln, allmählich wird es klarer.

Ich erkenne das Zimmer im Schlosse Arevals, das er für gewöhnlich bewohnt. Arvodo und Areval sind allein. Das Aussehen des Königs ist ein besseres als früher. Seitdem er durch den Feldherrn weiss, dass Muhareb lebt, sind die Wahngestalten von früher gewichen. Das Bewusstsein einer drohenden Gefahr hat ihn zur Entfaltung äusserster Energie gebracht, er will sie bannen und sinnt auf Mittel, sich vor dem etwa wiederkehrenden Bruder zu schützen. Seine Stimme klingt klar, und zielbewusst seine Rede als er zu Arvodo spricht: »Jetzt keine Schonung mehr. Der Einsiedler am Meere war gefahrlos, doch seitdem aus Nustra die Gerüchte kommen, Muhareb sei wiedererstanden und gesehen worden, verlangt die eigene

Sicherheit schnelles Handeln. Arvedo. Ihr tragt Sorge, dass durch die Getreuesten der Wache der Einsiedler in Gewahrsam kommt! Er soll das Reich mir nicht erschüttern. Doch wie kam die Nachricht auf?« —

»Ein Rätsel ist es. Ich weiss gewiss, dass niemand von seinem Leben Kunde hatte. Getreue, wohlerprobte Krieger sind bereits unterwegs. Noch leben wir in der Zeit, während der es leicht ist, längst der Küste hinzusegeln. Ich gab Befehl, dass kühne Männer auf dem Seeweg zur Bucht gelangen sollen, dort werden sie ihn leicht dann überraschen.« —

»Gut so. Man bringe ihn nach Sutona, auf Ksontus Schloss, dort ist er wohlverwahrt; dort bleibe er und beschliesse seine Tage. — Dir, Arvedo, verdanke ich viel, die Erhaltung des Thrones vielleicht, ich vergesse das nie, der Lohn soll Dir werden. Mein Wille ist, dass Artayas Hand Du bald erhältst. Ich erkenne Dich dann an, als Sohn, als Erben, doch erst lass mich ruhig werden vor jenem Bedroher meines Reichs. Bist Du gewiss, dass Karmuno nicht Dein Feind?« —

»Wenn glattes Lächeln ein Zeichen der Freundschaft ist, so ist er mein bester Freund, doch traue ich nicht der Aussenseite. Bisher hat er die Gunst, die mir mein König schenkte, noch stets beneidet; wer sieht in seine unergründliche Seele, und erkennt, was in deren Tiefe ruht?« —

»Mir sagt es mein Empfinden, nichts Gutes für mich und Dich. Ich kenne diesen Herrn aller Tempel des Reiches. Von ihm hängt es ab, Stimmungen im Volke wachzurufen und zu dämpfen. Die Schar der Priester in allen Landen gehorchet ihm. Oft habe ich selbst seine Hand benutzt und war erstaunt, wie sicher diese Dinge zu leiten weiss, die mir, dem Könige, nicht zugänglich. Wollt' ich wahrhafter König sein, alleiniger Herrscher in allen Landen, ich müsste die ganze Brut, die ihm gehorcht, vernichten. Ich teile mit ihm die Herrschaft in Mallona und sehe ihn kommen den Tag, an dem ein Kampf auf Tod und Leben mit ihm ausbricht.«

Düster sieht Arvedo auf den König: »Hat mein König bedacht, wie dieser Kampf zu führen?«

Areval neigt sich zu ihm: »So lange ich von ihm abhängig war in meiner Krankheit, war's ein Unding, doch jetzt, du stehst an meiner Seite, ist es möglich. Die Macht der Tempel muss gestürzt werden. Das Volk sieht auf diese in abergläubischer Scheu. Die Macht der Dämonen scheint ihm grösser, als die des Königs. Ich muss beweisen, dass die Götter mir gehorchen, dass in dem Könige sich alle Kräfte einen. Karmuno war besorgt seit langen Jahren, die Königsmacht zu untergraben, indem er die Lehre allgemein verbreitete, der König sei unterthan der Kraft der Gottheit, die in Mallonas Haupttempel allein sich offenbart. Du weisst, wie alles hin-

wallt zu den Pforten des Heiligtums, sich Rat zu holen, wie günstiger oder ungünstiger Spruch die Gemüter begeistert oder versteint. Selbst meine Krieger sind nicht davon befreit, es ist fraglich, wie viele wagen würden, gegen den Spruch der Gottheit Karmunos zu thun, was der König befiehlt.« —

»Drum scheint es besser, mit Karmuno in Frieden zu leben, als ihn zu reizen.«

»Und weiter Sklave zu sein, nein, nimmermehr! Er oder ich, zusammen können wir nicht nebeneinander regieren. Das Königtum oder der Tempel. Eins muss fallen. Noch ist es Zeit, lass uns darum klug überlegen, was zu thun!« — —

Ein Diener tritt ein und meldet, dass die Räte des Königs im Empfangssaal seiner warten.

Areval erhebt sich und, leicht auf Arvodo gestützt, verlässt er das Gemach.

Ein leises Geräusch an der Wand macht mich aufmerksam. Mein Blick durchdringt dieselbe und ich entdecke innerhalb der starken Mauer einen schmalen geheimen Raum, der sich daselbst befindet. Karmuno verlässt diesen Späherposten, auf dem er die geheimsten Gespräche des Königs in dessen Gemache belauscht. (Fortsetzung folgt.)

Vogelschutz durch Anpflanzungen.

Je mehr die Wälder niedergehauen, das Unterholz in Parks und die Hecken an Feldwegen u. s. w. beseitigt werden, um so mehr verschwinden auch die Nistgelegenheiten für unsere Vögel. Im Jahresberichte des Wupperthaler Tierschutzvereins behandelt H. Rottenheusser die notwendigen Gegenmassregeln.

Fast jeder Grundbesitzer wird in der Lage sein, ein Plätzchen, und wenn es auch noch so klein ist, für einige passende Bäume und Sträucher zu erübrigen, oder beim Anlegen von Hausgärten und Parks den ausführenden Gärtner dahin zu beeinflussen, dass er in erhöhtem Masse solche Bäume und Sträucher berücksichtigt, die der Vogelwelt Schutz oder Nahrung bieten. Die Auswahl unter den verwendbaren Gehölzen ist, wie wir sehen werden, so gross, dass man damit in keine Zwangslage kommt. Da ist zum Beispiel der Rotdorn in seinen verschiedenen Varietäten, einer von den Bäumen, die überall verwendet werden können, er erfreut uns nicht nur durch seinen Blütenreichtum, er ist auch infolge seines dichten, stacheligen Wuchses vortrefflich für Vogelnester geeignet; aus eben diesem Grunde ist seine Stammform, der Weissdorn, das

Ideal eines Heckenzaunes. Beide vertragen, wenn es notwendig wird, auch einen gehörigen Rückschnitt mit der Scheere; wo dies jedoch nicht oft zu geschehen braucht, werden die Vögel sich wohler fühlen. In Vogelschutzgehölzen suche man überhaupt das beliebte »Verschneiden« zu vermeiden, denn meist liegt es nicht einmal im Interesse der Pflanzen. Nicht weniger schön durch ihre Blüten und später durch ihre zierlichen Früchte sind die zahlreichen Sorten der vielfarbigen und gefülltblühenden wilden bezw. japanischen Apfelarten, bekannt unter dem Namen Feuerdorn. Noch grössere bedornte Bäume sind die Gleditschie oder der Christusdorn und die Akazie. Namentlich letztere verdient bei ihrer grossen Anspruchslosigkeit an den Boden besondere Beachtung, und unsere Eisenbahnbehörden erwerben sich den Dank aller Tierfreunde, wenn sie in der bisherigen Weise fortfahren, ihre Böschungen und Ausschachtungen damit zu bepflanzen. Auch den wilden Rosen und Brombeeren ist, wenn irgend angängig, besonders an Abhängen möglichst viel Spielraum im Wachstum zu lassen; sie werden mit Vorliebe als sicherste Schlupfwinkel aufgesucht. Eine Anzahl niedrigerer Sträucher, wie der Bocksdorn, der Sauerdorn, die Rainweide, der Kreuzdorn (Rhamnus) und in erster Linie die Stechpalme sind nicht nur als Vorpflanzungen zum Schutze ganzer Gehölzgruppen geeignet, sondern sie erzeugen auch Beeren in grosser Menge, die namentlich zur Herbst- und Winterzeit unseren Lieblingen willkommene Nahrung darbieten.

Wenn die bisher genannten Gehölze fast alle die Doppeleigenschaft des Schutzes und der Nahrung besitzen und somit als Vogelschutzgehölze im wahrsten Sinne zu bezeichnen und zu empfehlen sind, so giebt es doch noch eine grosse Anzahl, die entweder nur als Nahrungspflanzen oder infolge ihres dichten Wuchses nur als Nistpflanzen Beachtung verdienen. Zu den ersteren gehören die Schneebeere, der Holunder, das Pfaffenhütchen, die Eibenbäume, die Vogelkirsche und ganz besonders die Vogelbeere (Sorbus aucuparia). Letztere sollte überhaupt mehr beachtet werden, denn abgesehen von ihrem Nutzen als Vogelfutter gewähren diese Bäume zur Zeit ihres Früchtebehanges einen entzückenden Anblick und liefern ausserdem ein sehr gutes Nutzholz. Unter den Bäumen, die durch ihr dichtes Geäst hinreichenden Schutz gewähren, wären fast alle immergrünen Gehölze zu nennen, also die Tannenarten, Thuja, Wachholder, Buxbaum, ferner die Lärchen, Birken, Buchen, Eichen und Rüster; von den drei letztgenannten namentlich deren pyramidenförmig wachsende Sorten, während die Bäume als Nutzholz besonders geschätzt sind. Von niederen schönblühenden Gehölzen, die ziemlich dicht wachsen und gern zum Nesterbau benutzt werden, wären noch zu

nennen: der Jasmin (Philadelphus), die verschiedenen Zier-Johannisbeerarten, die Spierstauden (Spirea), der Schneeball und Goldregen und schliesslich von Schlingpflanzen, um ein rechtes Dickicht zu schaffen: die Waldreben (Clematis), das Jelängerjelieber (Lonicera Caprifolium) und der wilde Wein, der auch wegen seiner Beeren für die Vogelwelt bedeutungsvoll ist.

Diese grosse Reihe von ausgesprochenen Vogelschutzgehölzen ist bei sinngemässer Anwendung von unschätzbarem Werte für unser heimisches Vogelleben, und nachstehend sei daher in Kürze angedeutet, wie bei derartigen Anpflanzungen zu verfahren ist. Vorauszuschicken ist, dass es sich bei grösseren Anpflanzungen empfehlen wird, einen Gärtner oder Forstmann zu Rate zu ziehen. Die Anlage von Vogelschutzanpflanzungen geschieht am besten in Formen von kleineren und grösseren Gruppen, sogenannten Remisen, die möglich so angeordnet werden, dass auch die landschaftliche Bedeutung derselben zu ihrem Rechte kommt. Man pflanze daher zuerst die grossen Bäume, die in ihrer Belaubung nicht zu sehr kontrastieren dürfen, und zwar je nach Grösse der Gruppe in einer Entfernung von 3 bis 5 m untereinander, immer zu 3, 5, 7 oder 9 Pflanzen in unregelmässiger Weise, wobei zu vermeiden ist, dass dieselben in irgend einer Richtung eine Gerade bilden.

Die Zwischenräume werden ziemlich dicht mit höherem Gehölze bepflanzt, das jedoch möglichst natürlich, d. h. in Form von kräftigen Vorspringen und Ausbuchtungen anzuordnen ist, während die niederen Sträucher, und unter diesen namentlich die dornigen, als Randpflanzung zu verwenden sind. Empfehlenswert ist es, Rottannen zwischen die Laubhölzer einzusprengen und später zu kappen, respektive den Gipfeltrieb herauszunehmen, um so einen möglichst dichten Bestand zu erhalten. Die Pflanzen selbst beziehe man nur aus bekannten Baumschulen, denn nirgends wird mehr gesündigt, als bei der Behandlung der Sträucher und Bäume in schlecht geleiteten Baumschulen, sowohl beim Ausheben, wie auch beim Transport; gerade das Wichtigste, die Faserwurzel, wird am wenigsten geschont. Beim Pflanzen ist des Weiteren darauf zu achten, dass immer entsprechend grosse Pflanzlöcher gemacht werden und die Erde sorgfältig zwischen die Wurzeln der Pflanzen gebracht wird. Für Laubhölzer in trockenen Lagen ist der Herbst die beste Zeit zum Pflanzen, für feuchten Boden hingegen das zeitige Frühjahr, während Nadelhölzer von Anfang April bis Ende Mai und von Ende August bis Ende September den besten Erfolg versprechen. Hinsichtlich des Schnittes ist noch zu bemerken, dass man zersplitterte Wurzeln glatt schneidet und die Kronen und das Geäst um ein Drittel kürzt. Fällt die Pflanzzeit in eine trockene Früh-

jahrsperiode, so ist ein kräftiges Angiessen unerlässlich und eine Wiederholung im Sommer von grösstem Vorteil. Damit wären in Kürze die wesentlichsten Punkte bei Neuanpflanzungen gekennzeichnet. Aber auch der Erhaltung bereits vorhandener Anpflanzungen soll hier mit einigen Worten gedacht werden, denn hier bedarf es oft nur der verbessernden Hand, um weit schnellere Erfolge in unserem Sinne zu erzielen, als dies bei Neuanpflanzungen möglich ist. Wenn irgendwo, so ist hier die Freude am Bestehenden angebracht, und nur die dringendste Notwendigkeit sollte den Besitzer von Bäumen und Sträuchern veranlassen, die Axt anzuwenden. Statt dessen sollte man lieber im Sinne obiger Ausführungen derartige Gruppen durch Hinzupflanzen von dornigen Gehölzen vervollständigen, oder wenn es einzeln stehende Bäume sind, deren untere Äste mit dornigen Zweigen verbinden, um so dem Raubzeug, namentlich den Katzen, den Zutritt zu verwehren; gar bald würden gefiederte Sänger die aufgewandte Mühe reichlich lohnen.

Der Gesundheitshüter.

Das Schwindsuchtsgespenst.

Der Direktor der österreichischen Heilanstalt für Lungenschwindsüchtige in Alland, Dr. v. Weismayr, hat sich in einem Artikel: »Sind Schwindsüchtige eine Gefahr für ihre Umgebung?« folgendermassen über die Ansteckungsgefahr durch Lungentuberkulose ausgesprochen:

Ganz merkwürdig ist die Wandlung, die sich seit der Entdeckung des Tuberkelbazillus durch Prof. Koch allmählich in dem Verhalten der breiten Masse der Bevölkerung gegenüber Lungenschwindsüchtigen vollzogen hat; konnte man bald nach dem Populärwerden der genialen Entdeckung dem Bazillus in manchem Witzblatte begegnen, so hat sich einige Jahre später die Vorstellung über die »Infektiosität« (Ansteckungsfähigkeit) der Tuberkulose derart in den Vordergrund gedrängt, dass man auf einmal anfing, das Jahrtausend alte Übel wie eine neue Krankheit zu fürchten. Die Sache ist endlich so weit gekommen, dass heute jeder am liebsten einen grossen Umweg macht, damit sein Weg sich nicht mit dem eines Auszehrigen

kreuze. Es ist thatsächlich die Furcht des Publikums vor dem schwindsüchtigen Nebenmenschen heute oft ebenso gross, wie etwa die Angst vor Blattern, Cholera etc.

Wir könnten uns ja darüber nur freuen, wenn diese Furcht der Bevölkerung die strengste Befolgung der prophylaktischen (vorbeugenden) Massregeln zur Folge hätte, wenn die diesbezüglichen Lehren der Ärzte auf fruchtbaren Boden fielen. Dies ist aber merkwürdigerweise nicht der Fall. Man weicht den Schwindsüchtigen aus, man sucht die Gründung von Heilstätten für sie zu hintertreiben, glaubt aber, damit schon weiss Gott was alles gethan zu haben. Über diese »passive Prophylaxe« kommen viele nicht hinaus.

Die so verbreitete Furcht vor dem Tuberkelbazillus, wie sie heute existiert, ist nutzlos. Der passive Widerstand gegen die Gründung von Heilstätten, das ablehnende Verhalten des Gesunden gegen den Kranken ist nicht nur unnütz, sondern eine schwere Schädigung, eine Hemmung im Kampfe gegen die Schwindsucht. Wir sind nahe daran, dass der Tuberkulöse ebenso behandelt wird, wie einst der Aussätzige, den das grausame Volk zwang, durch den Ruf: »Unrein!« die Gesunden vor der Gefahr einer Begegnung und Ansteckung zu bewahren. Welche Qual für den Kranken, der auf diese Art von der Gesellschaft ausgeschlossen wird! Ja, vor kurzer Zeit hat sich der traurige Fall ereignet, dass ein mit leichter Tuberkulose behaftetes Mädchen, das nicht etwa ans Bett gefesselt war, von ihren leiblichen Geschwistern »wegen der Ansteckungsgefahr« nicht zu Hause geduldet wurde, sondern in einem Hotel Wohnung nehmen musste.

Es ist an der Zeit, dass wir dem Volke über die thatsächlichen Verhältnisse völlige Klarheit verschaffen; denn das halbe Wissen ist schädlicher als gänzliche Unkenntnis der Dinge. Die Lungentuberkulose ist ansteckend, sie ist eine Infektionskrankheit, darüber kann allerdings kein Zweifel bestehen, sie wird verursacht durch den Tuberkelbazillus. Ebenso wissen wir aber heute, dass nicht jeder Mensch, man könnte sagen, erkrankungsfähig ist, es gehört vielmehr, wenn der Infektion die Krankheit folgen soll, eine gewisse persönliche Neigung, eine individuelle Disposition dazu, sei es nun, dass es sich um eine erbliche Belastung handelt, oder um eine durch Berufsschädlichkeiten, durch ungesundes Leben, ungenügende Nahrung, durch gewisse Krankheiten hervorgerufene erworbene Empfänglichkeit. Alles, was den Körper schwächt, verweichlicht, widerstandslos macht, schafft einen günstigen Boden für den Tuberkelbazillus, sowie umgekehrt Kräftigung, Abhärtung, Erhöhung der allgemeinen Widerstandskraft einen mächtigen Schutz gegenüber der Wirksamkeit dieser Krankheitserreger bildet. So sind also viele Menschen kaum erkrankungsfähig

und werden es auch nie werden, wenn sie ihr Leben gesundheitsgemäss, hygienisch regeln, alles meiden, was schwächend wirkt.

Ebenso aber ist auch nicht jeder tuberkulöse Mensch direkt ansteckungsfähig. Wir kennen heute den Weg des Tuberkelbazillus vom kranken Menschen — und nur von dem, nicht aber auch von der bestrittenen Ansteckung durch Tiere soll hier die Rede sein — bis in die Lunge des noch Gesunden so genau, dass wir auch sicher wissen, wo wir diese kleinen, aber bösen Feinde mit Aussicht auf Erfolg zu suchen haben: der vom Menschen kommende Tuberkelbazillus, der die wichtigste Rolle in der Entstehung der menschlichen Lungenschwindsucht spielt, verlässt den kranken Körper mit dem Auswurf. Im Freien geht er sehr rasch zu Grunde, kann sich hier jedenfalls nicht vermehren, sondern braucht dazu Verhältnisse, wie er sie im menschlichen oder tierischen Körper findet. Wir müssen also unser Augenmerk vor allem dem Auswurf des Schwindsüchtigen zuwenden. Dass beim Schreien, Husten und dergl. Bazillen aus der Mund- und Kehlkopfhöhle nach aussen gelangen, hat grosse, wissenschaftliche, aber keine praktische Bedeutung. Man halte beim Husten die Hand vor den Mund und die Zerstreuung des Bazillus ist verhindert. Höchstens, dass durch Küsse auf den Mund auch Bazillen übertragen werden können. Aber derartige Intimitäten verbieten sich ja auch bei anderen Krankheiten, nicht nur bei Tuberkulose, sind also um so leichter zu vermeiden, ohne den Patienten zu verletzen.

Der Hauch, die Ausatmungsluft des Schwindsüchtigen, ist nicht ansteckungsfähig (infektiös), auf diese Weise verlässt nicht ein Bazillus die Mundhöhle, geschweige denn die Lunge. Es ist daher ganz ungerechtfertigt, von einem »Gifthauche« zu reden, der vom Kranken ausgehe. Alle Beobachtungen und Versuche, unter denen die von Prof. Cornet in erster Reihe genannt werden müssen, haben die Richtigkeit folgender Behauptung erwiesen: Die Tuberkel-Bazillen verlassen die kranke Lunge mit dem Auswurfe, gelangen mit diesem auf den Boden oder in das Taschentuch, trocknen hier sehr rasch, ganz besonders, wenn der Auswurf verrieben, zertreten worden ist, ein Luftstrom, wie er in jedem Zimmer durch das Herumgehen, das Scheuern des Bodens und dergl. entsteht, wirbelt den zu Staubteilchen gewordenen Auswurf auf und mit ihm die Tuberkel-Bazillen. Wie lange sie nun in der Luft schweben, ist nicht leicht zu bestimmen, jedenfalls aber gehen sie sehr bald, vielleicht schon nach Tagen, ja event. Stunden zu Grunde.

Ansteckungsfähig sind also nur jene Räume, in denen Tuberkulöse auf den Boden oder in das Taschentuch gespuckt haben. Jene Zimmer aber, die von Brustkranken gar nicht betreten worden sind oder in denen nur solche geweilt, die ihren Auswurf stets in einer Spuckschale aufgefangen haben, ent-

haben keine Bazillen, sind also in keiner Weise zu fürchten. Im Freien sind lebende Bazillen nicht in infektionsfähiger Weise vorhanden. Diese Behauptungen, durchwegs das Resultat der fleissigen Untersuchungen Cornets, sind durch unzählige Kontrollversuche sichergestellt; obige Infektion ist die einzige, die für die Ausbreitung der Lungentuberkulose praktisch in Betracht kommt. Wir wissen darum, welcher Schwindsüchtige zu fürchten, wir wissen auch, welcher von ihnen ungefährlich ist; jeder kann es sein, wenn er will, denn nichts ist einfacher, als die Verhütung der Bazillenverstreuung.

Zum Kampf gegen das Korsett

Der französische Arzt Dr. Maréchal möchte das Weib nicht nur geistig, sondern auch körperlich befreien. Er verlangt von ihm vor allem auch Verzicht auf das »böse« Korsett. Wo die Frau nicht freiwillig der üblen Gewohnheit des Korsettragens entsagen wolle, müsse sie dazu, meint der Heisssporn, mit Gewalt (!) gezwungen werden. Hier müsse der Staat (was der arme moderne Staat nicht alles leisten sollte. Red.) selbst eingreifen und ein Gesetz erlassen, demzufolge die Fabrikation von Schnürleibchen eingeschränkt wird!! Unter der Herrschaft dieses Gesetzes solle es einer Frau unter 30 Jahren verboten sein, ein Korsett zu tragen. Zuwiderhandelnde müssten mit Gefängnis bestraft werden. Im Fall minderjährige Mädchen mit einem schädlichen Korsett betroffen werden, sei Eltern oder Vormündern eine Geldbusse bis zu 100 Fr. aufzulegen. —

Etwas ist ja schon an der leidigen Korsettgeschichte, wie jeder Arzt zur Genüge erfährt. Dr. Maréchal hat auch, obschon er in obigen Forderungen viel zu weit geht und Unmögliches, ja Unsinniges verlangt, darin ganz recht, wenn er unermüdlich seinen Schützlingen in Wort und Bild die bösen Folgen des Tragens eines Schnürleibes vorführt. Bei einem Vortrag in Paris zeigte er seinen Zuhörerinnen durch Projektionsbilder, wie infolge des dauernden Druckes auf Körperteile — das geschieht ja besonders durch Korsetteinschnürung — die betreffenden leidenden Organe verkrüppelt werden. Er behauptet, das weibliche Geschlecht sei in den 400 Jahren, seit Katharina von Medici das Korsett in Mode gebracht, bedeutend degeneriert (entartet). Die frühere Zierlichkeit der Haltung und des Ganges der Frauen seien ebenfalls beeinträchtigt worden. Auch den schweren, zerrenden und einengenden Frauenkleidern misst der französische Modereformeiferer einen schädigenden Einfluss auf Wohlgestalt und Gesundheit des heutigen weiblichen Geschlechtes bei.

Was ist das Glück?

Das Glück ist Geistesmacht, der Seele Sieg,
Ihr Friede mit sich selbst und mit der Welt,
Wenn sie, befreit von dumpfem Erdentrieb,
Wenn sie, erhaben über Neid und Hass,
Der Wünsche und Begierden Spiel beherrscht.
Denn Kinderlaune ist des Herzens Drang
Nach Ehrenlärm, nach Reichtum, Rang und Ruhm,
Um den die armen Menschen sich zerfleischen,
Um den sie rasen wie gehetztes Wild,
Um den sie Leib und Seele blind verkaufen,
Wie wilde Knaben Menschenglück zertreten.
Wer sich befreit von diesem Sklavenfrone
Zum Gottesfrieden durch des Geistes That,
Der jubelt froh, es sonnt in seinem Herzen,
Auch wenn um ihn der Hölle Wahnsinn tobt;
Er liebt in jedem Menschen einen Bruder,
Auch wenn des Hasses Roheit ihn verletzt.
Sein Geist umfasst die Welt, als wär' sie sein,
Und wär' sein Leben einsam, arm, verbannt.
Sein Herz ist Friede, Freude, Seligkeit.
Er ahnt in sich des Weltengottes Hoheit,
Er schafft in sich das göttliche Gemüt,
Mit dem er alle Erdenfesseln bricht.
Zur Himmelswonne wächst sein Erdenglück,
Wenn ihm sein Geistessehnen widerstrahlt
In eines edlen Menschen reiner Güte.

Sonntag, 3. März 1901. Hugo Göring.

Rundschau aus allen Gebieten.

Archäologie.

Aus der königlichen Bibliothek des alten Babylon. Einen höchst interessanten Einblick in die älteste Kulturgeschichte gewähren die Forschungen des Professors H. V. Hilprecht von der Universität von Pennsylvanien, der soeben von Konstantinopel zurückgekehrt ist, wo er 1½ Jahre beschäftigt war, die Ergebnisse seiner Entdeckungen in den

Ruinen des alten Nippur oder Babylon zu ordnen. Es handelt sich um 20000 Thontäfelchen aus der königlichen Bibliothek in Nippur, die Professor Hilprecht vor 12 Jahren entdeckte. Seit jener Zeit ist durch seine Bemühungen wahrscheinlich der achte Teil der historischen Täfelchen der Bibliothek wieder aufgefunden worden. Die meisten werden jetzt in dem kaiserlich Ottomanischen Museum zu Konstantinopel aufbewahrt, ein verhältnismässig kleiner Teil wurde nach den Vereinigten Staaten gebracht. Auf Bitten des Direktors des Ottomanischen Museums und mit Genehmigung des Sultans hat Hilprecht unternommen, die Täfelchen zu ordnen und zu erklären. Nach einem auf wenige Monate berechneten Aufenthalt an der Universität von Pennsylvanien, wo er über seine Entdeckungen Vorlesungen halten wird, kehrt er nach Konstantinopel zurück, um seine Zeit zwischen dem dortigen Museum und den Ruinen Nippurs zu teilen; dann hofft er, die Erforschung der Bibliothek zu vollenden. Er schätzt die Bibliothek wenigstens auf 150000 Täfelchen, die er mit seinen Assistenten übersetzen will. »Der Inhalt der Täfelchen,« sagt Professor Hilprecht, »wird die Ideen der Welt über den Stand der Civilisation und die Kenntnis eines frühen Volkes völlig ändern. Man wird sehen, dass die Babylonier 2300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung wussten, dass die Erde rund ist und dass ihre Astronomen dieselbe Ansicht wie wir über die Wunder des Himmels hatten. Nippur besteht thatsächlich aus sechzehn übereinander gebauten Städten. Wir haben noch keineswegs die unteren dieser begrabenen Städte erreicht. Von der Tempelbibliothek ist viel ins Museum der Universität von Pennsylvanien gebracht worden. Der Tempel war in jener Zeit nicht nur ein Ort religiöser Verehrung, er war auch Schule und Akademie. Die Priester waren die Lehrer aller Zweige der Wissenschaften, und deshalb befand sich die Bibliothek im Tempel. Die Täfelchen sind in Keilschrift geschrieben. Ihre Entzifferung ist sehr schwierig, da wir kein babylonisches Alphabet haben. Aber wir haben in ihrer Übertragung einige Fortschritte gemacht und so einen Schimmer von den Wundern erhalten, die uns in dieser grossen Bibliothek erwarten. Die Babylonier waren bedeutende Astronomen und Mathematiker. Auf einem Täfelchen fanden wir die genauesten astronomischen Berechnungen über das Sternbild des Skorpions. Die Berechnungen über die Stellungen und Bewegungen der himmlischen Körper zeigten deutlich, dass die Astronomen des Jahres 2300 v. Chr. in einigen Beziehungen in ihrer Wissenschaft so bewandert waren wie die heutigen. Ein anderes Täfelchen hatte mathematischen Inhalt. Eine Multiplikationstafel geht bis zu sechzig. Die Schulkinder mögen »60×60« beim Aufsagen der Multiplikationstafeln hergebetet haben. Für astronomische Zwecke führten die Baby-

lonier die Tafel bis 1300×1300 aus. Sie wollten sogleich das Resultat grosser Berechnungen wissen und in ihren tiefen Berechnungen nicht aufgehalten werden. Von unserem Standpunkte wären die babylonischen Kinder Wunderkinder gewesen. Sie mussten nicht nur arithmetische Tafeln bis zu vierstelligen Zahlen lernen, sondern auch zwei Sprachen, das Sumerische, eine Umgangssprache, und das Babylonische, die Sprache der Gelehrten. Und das war in den untersten Schulen der Fall.« Unter den Täfelchen der Bibliothek befinden sich auch solche über die Sintflut und die früheste Geschichte der Menschheit. Dieses Material ähnelt der Geschichte des 1. Buch Mosis sehr. Als Professor Hilprecht vor zwölf Jahren bei Beginn der Forschungen zuerst über die Hügel Nippurs ritt und darauf hinwies, welcher Erdwall seiner Meinung nach die Tempelbibliothek bedeckte, wurde seine Ansicht nicht allgemein anerkannt; erst als allmählich viele Täfelchen zu Tage gefördert wurden, nahm man seine Entdeckungen an. Die letzte Universitätsexpedition, deren wissenschaftlicher Leiter er war, bewies dann die Richtigkeit seiner Ansicht. Alle Täfelchen gehören der Zeit vor Abraham an und sind fast alle geschichtlich. Es wurde festgestellt, dass die Bibliothek etwa zu der Zeit, da Abraham aus dem Lande der Chaldäer gewandert sein soll, zerstört worden ist, und von jener Zeit bis jetzt haben sich 25 Fuss hoch Trümmer auf den Ruinen gelagert, die also die Aufhäufungen von vier Jahrtausenden sind.

Land und Leute.

Über die schwedische Winterexpedition der Antarctic nach Süd-Georgien berichtet ihr Leiter, der Geologe H. G. Andersson im Oktoberheft von A. Petermanns Mitteilungen. Der Führer der Gesamtexpedition O. Nordenskjöld, der auf der Überwinterungsstation auf Louis-Philippe-Land blieb, beorderte die Schiffsexpedition an Bord der Antarctic, im antarktischen Winter, April-September, Süd-Georgien, die Falkland-Inseln und Feuerland zu besuchen, um die Naturgeschichte dieser Länder und der angrenzenden Meeresgebiete zu erforschen. Die Fahrt von den Falkland-Inseln nach Süd-Georgien verlief in einer fast geraden Linie; es wurden dabei ozeanographische Arbeiten in beträchtlicher Ausdehnung gemacht. Die Region hat ein ganz besonderes Interesse, da nach einer von Hans Reiter entwickelten Hypothese die Kordilleren hier eine Wiederholung des Antillenbogens bilden. Die submarinen Züge dieses vermuteten Faltungsbogens sind durch Tieflotungen festzustellen; hierzu lieferte die Expedition einen ersten Beitrag. Es ergab sich, dass keine submarine Bodenschwelle die Shag Rocks mit Süd-Georgien verbindet, dass im Gegenteil ein Tief-

seegebiet die zwei Inselgruppen trennt. Vom 27. bis 30. April dieses Jahres besuchte die Expedition die Royal-Bai, um nach einem Wunsche des Geheimen Admiralitätsrates v. Neumayer den gegenwärtigen Zustand der deutschen Expedition von 1882/83 festzustellen. Dem Gelehrten ist eingehender Bericht nach Hamburg erstattet. Das Wohnhaus war im ganzen im guten Zustande, die Observatorien grossenteils durch Wind zerstört. Der nahe liegende Berg Krokisius wurde von dem Botaniker Skottsberg bestiegen, um die von der deutschen Expedition zurückgelassenen Extremthermometer abzulesen. Leider wurden sie in zerbrochenem Zustande aufgefunden, wahrscheinlich durch Wind beschädigt. Die Lage der Stirn des in die Royal-Bai mündenden Ross-Gletschers war von der deutschen Expedition mehrfach bestimmt worden, und es ergab sich damals, dass sie vom August 1882 bis August 1883 um 800 bis 900 m zurückgewichen war. Von dem schwedischen Oberlieutenant S. A. Druse wurde ihre Lage jetzt (29. April 1902) wieder aufgenommen und dabei festgestellt, dass der Ross-Gletscher gegenwärtig etwas über die von der deutschen Expedition beobachtete Maximallage ins Meer vorgerückt ist. Der Rückgang 1882/1883 war also vorübergehender Natur. Das Ergebnis des Aufenthaltes in der Cumberland-Bai liegt in einer eingehenden Untersuchung dieses Teiles von Süd-Georgien vor. Die ganze Bai mit Umgebung, eine Fläche von 700 bis 800 qkm, ist vermessen, und es wurden in der Bai 40 Lotungen ausgeführt; vor der Mündung befindet sich in 177—179 m Tiefe eine Küstenbank. Die geologische Untersuchung zeigte, dass eine ausgeprägte Gebirgsfaltung vorhanden ist, deren Streichrichtung mit der Längsachse Süd-Georgiens zusammenfällt. Die glazialen Erscheinungen sind in Cumberland-Bai grossartig entwickelt. Man fand hier Spuren zweier Vergletscherungen, eine ältere, beinahe vollständige, welche wahrscheinlich die ganze Bai bis zur Küstenbank erfüllte, und eine zweite jüngere, die eine beschränktere Ausdehnung hatte, deren End- und Seitenmoränen aber ganz riesenhafte Dimensionen aufweisen. Während der Expedition nach Süd-Georgien wurden im ganzen 25 Trawlzüge ausgeführt, die Mehrzahl in der Cumberland-Bai; man erhielt hier reiche und abwechselnde Sammlungen einer Fauna, die eine Überfülle von Arten, wie von Individuen aufwies. Die botanischen Untersuchungen haben trotz der Winterzeit, ausser den 13 schon früher bekannten Arten, 2 für Süd-Georgien neue phanerogame Formen ergeben. Von niedrigen Landpflanzen sind bedeutende Sammlungen gewonnen. Am 15. Juni d. J. verliess die »Antarctic« Süd-Georgien und ankerte am 4. Juli in Port Stanley. Während der Rückfahrt wurden 7 Lotungen ausgeführt, von denen 2 bedeutende Tiefen in der bis jetzt noch unbekannten Region nordwestlich von Süd-

Georgien aufweisen (4701 und 2997 m). Tiefseetemperaturen und Tiefwasserproben wurden in 9 Serien zwischen den Falklandinseln und Süd-Georgien gewonnen. Das Hauptinteresse war während der Rückreise auf das Tiefseeplankton gerichtet. Züge mit grossen Vertikalnetzen (2,5 und 1 m) in 2000 bis 2500 m Tiefe ergaben reiche Sammlungen von Fischen, prachtvollen Medusen, Krustaceen etc. Es ist bemerkenswert, dass auf der ganzen Fahrt keine Eisberge zu beobachten waren.

Über das Goldvorkommen in Deutsch-Ostafrika, von dem seinerzeit kurz berichtet wurde, hat jetzt der Bergassessor Dr. Dantz, der in den Jahren 1898 bis 1900 im Auftrage der Kolonialverwaltung eine längere geologische Forschungsreise im nordwestlichen Teile des Schutzgebietes unternahm, einiges veröffentlicht. Er schreibt in den von Dr. v. Danckelmann herausgegebenen »Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten«, dass die Funde von goldhaltigem Gestein an zwei Orten gemacht worden sind, die südlich des Viktoria-Nyansa-Sees liegen. Die eine Stelle befindet sich nordwestlich der Missionsstation St. Michael in einem langgestreckten Bergrücken, der die Landschaft Msalala im Norden begrenzt und sich beinahe bis an das linke Ende des weit in das Land eindringenden Smith-Golfes erstreckt. Die andere Fundstelle liegt in der Landschaft Usindja, südlich des Emin-Pascha-Golfes, im Nseruguru-Gebirge, sie ist das Bismarck-Reef benannt worden. Beide Goldfunde wurden durch den Prospektor Janke gemacht; das Quarzitgestein ist stark mit Roteisen durchsetzt. Der Goldgehalt zeigt sich sehr verschieden und stark wechselnd; in einigen der untersuchten Stücke soll er bis über hundert Gramm auf die Tonne betragen; dies gilt hauptsächlich von den Entdeckungen in der Landschaft Usindja. Nähere zuverlässige Nachrichten über die Erfolge der bisherigen erneuten Untersuchungsarbeiten sind öffentlich noch nicht bekannt geworden. Doch hat verlautet, dass die seinerzeit dem Usindja-Goldsyndikate erteilte Konzession, welche im wesentlichen das Abbaurecht in Msalala und in dem Nseruguru-Gebirge umfasste, auf ein kapitalkräftiges, ebenfalls deutsches Konsortium übergegangen ist.

Herausgeber: Leopold Engel. Redakteur: Sigmund Müller, Dresden-Striesen, Augsburgerstrasse 77, I.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.